



Die nikobarischen Inseln.

Aufenthalt vom 23. Februar bis 26. März 1858.

Historische Mittheilungen über den Archipel. — Ankunft auf Kar-Nikobar. — Verkehr mit den Eingeborenen. — Dorf Sauti und Capitän John. — Begegnung mit zwei Weißen. — Fahrt nach der Südseite der Insel. — Dorf Komios. — Urwaldbild. — Batte Natve. — Tiffangschong. — Ankunft und Aufenthalt im Rangkauri-Hafen. — Dorf Jioe. — Monghata-Hügel auf Ramorta. — Die Dörfer Enuang und Malakka. — Cripjet, die einsiegle Ansehung mahrischer Brüder. — Usala-Bucht. — Fahrt im Archipel. — Die Insel Treis. — Pulo Mili. — Pandanuswald. — St. Georges-Canal. — Die Insel Rondel. — Ausflug nach der Nordküste von Groß-Nikobar. — Mangrove Sümpfe. — Masaysische Handelsleute. — Mittheilungen der Eingeborenen über Groß-Nikobar. — Ein Unfall mit einem zu geodätischen Zwecken ausgesandten Boote. — Besuch der Südbucht von Groß-Nikobar. — Einige Resultate der Thätigkeit der Expedition während des Aufenthaltes im Archipel. — Nautisches und Klimatologisches. — Geognostische Verhältnisse und Vegetation. — Thierleben. — Ethnographisches. — Aussichten für Ansiedlung und Cultur der Inselgruppe. — Fahrt durch die Malakkastraße — Ankunft in Singapore.

Als die ersten Besucher der Nikobaren-Gruppe,¹ von denen man bestimmtere Kunde hat, werden arabische Kaufleute bezeichnet, welche auf ihren Fahrten nach dem südlichen China das erste Mal im Jahre 851, das zweite Mal im Jahre 877 n. Chr. auf diesen zu jener Zeit unter den Namen Megabalu und Legabalu bekannten Inseln landeten. Abu-Beyd-Hassan, einer der Unternehmer, gab einen umständlichen Bericht über diese Reise, den Eusebius Renaudot ins Französische übersetzt und veröffentlicht hat.²

¹ Zwischen den 6° 50' und 9° 10' nördl. Br. und den 93° und 94° östl. L. von Greenwich im Meerbusen von Bengalen gelegen.

² Anciennes relations des Indes et de la Chine de deux voyageurs mahométans qui y allèrent dans le IX^e s. Traduit de l'Arabe avec des remarques par Eus. Renaudot. Paris chez Coignard. 1718, en 8°.

Nach der Umschiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung im Jahre 1497 wurden die Nikobaren häufig von Ostindien-Fahrern berührt, ohne daß jedoch derlei Besuche irgendwie zur Vermehrung unserer Kenntniße über den durch seine geographische Lage so wichtigen Archipel beigetragen hätten.

Im Jahre 1602 verweilte der englische Schiffscapitän Lancaster zehn Tage auf den Nikobaren und besuchte nicht blos die südlichen Inseln, Groß- und Klein-Nikobar, sondern auch das nördlich gelegene Inselchen Sombreiro, jetzt Bampoka genannt. Er fand daselbst Bäume von solchem Umfange und solcher Höhe, um Schiffsbauholz für die größten Fahrzeuge zu liefern. Gegen die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts erschien der Schwede Koeping im Archipel. Am Bord eines holländischen Schiffes, das 1647 an einer der Inseln anlegte, glaubte er in den Bewohnern geschwänzte Menschen zu erblicken, während in der That nur ihre eigenthümliche Kleidung, nämlich ein langes schmales Stück Zeug, das um den Leib gewunden, rückwärts hinab hing, zu dieser Sage Anlaß gab. Erst mit dem Auftreten Dampier's, jenes eben so kühnen als wahrheitsliebenden Seefahrers in den indischen Gewässern, wurden die Nachrichten über die Inseln verlässlicher. Er landete in der nordwestlichen Bucht der größten derselben, die er unter den 7° 30' nördl. Br. versetzte, und giebt eine höchst umständliche Beschreibung über seine abenteuerlichen Schicksale vom Augenblicke an, wo er das europäische Corfarenschiff verließ, um auf einer der Inseln Hülfe zu suchen, bis zur Zeit, wo er in einem Canoe mit sieben seiner Leidensgefährten nach einem furchtbaren Sturme halb todt die Nordspitze Sumatra's erreichte.

Im Jahre 1708 besuchte der englische Capitän Owen unfreiwillig diesen Archipel, indem er mit seinem Schiffe bei der unbewohnten Insel Tillangschong strandete und sich mit seiner Mannschaft auf die nur vier Meilen westlich gelegenen Eilande Ring und Souri, wahrscheinlich das heutige Rangkauri, rettete. Zum ersten Male berichtet jetzt die Geschichte von Gewaltthätigkeiten, welche sich die Eingeborenen gegen Fremdlinge zu Schulden kommen ließen.

Als nämlich nach vorhergegangener überaus freundlicher Aufnahme der Capitän sein Messer weglegte, und ein Inselbewohner, wahrscheinlich aus Neugierde, nach demselben griff, stieß ihn ersterer mit Händen und Füßen und nahm ihm dasselbe weg. Während nun am folgenden Tage Owen unter einem Baume sein Mittagsmahl einnahm, tödteten ihn mehrere

Eingeborene indem sie eine Menge von Pfeilen auf ihn abschossen; der Mannschaft hingegen, aus sechzehn Personen bestehend, gaben sie Canoes und Lebensmittel, so daß dieselben, ohne irgend eine Unbill zu erfahren, glücklich Sunkfeilan erreichten.

Den ersten Versuch einer Niederlassung auf den Nikobaren machten die Jesuiten im Jahre 1711, und zwar auf der nördlichsten Insel Kar-Nikobar. Sie unterlagen aber alle den schädlichen klimatischen Einflüssen, und die wenigen Neophyten sanken bald wieder ins Seidenthum zurück.

Der zweite Versuch einer europäischen Ansiedlung geschah im Jahre 1756 durch den dänischen Lieutenant Tank, welcher von der ganzen Gruppe im Namen des Königs von Dänemark Besitz ergriff, dieselben Friedrichs-Inseln (Frederiks oerne) nannte und auf der Nordseite von Groß-Nikobar oder Sambellong die erste Colonie gründete. Im Jahre 1760 wurde diese von Tank's Nachfolger nach der Insel Ramorta verlegt, aber bald darauf auch hier der Ungefundtheit des Klimas wegen wieder aufgelassen.

Im Jahre 1766 ließen sich, aufgefordert durch die ostindisch-dänische Handelscompagnie, vierzehn mährische Brüder auf Rangkauri nieder. Die Unkenntniß der Verhältnisse, mit welcher diese Ansiedlung ins Leben gerufen wurde, ward zugleich der Keim ihres Unterganges. Binnen weniger als zwei Decennien waren bereits die meisten Ansiedler dem tödtlichen Einflusse des Klimas erlegen.

Am 1. April 1778 landete das kais. österreichische Schiff „Joseph und Theresia“ unter den Befehlen des Capitän Bennet im Nordosten von Kar-Nikobar oder Neu-Dänemark, mit der Bestimmung, im Namen Sr. Majestät des Kaisers Joseph II. jenseits des Vorgebirges der guten Hoffnung Pflanzorte und Handelsplätze anzulegen. — Ueber diese merkwürdige Expedition ist in weiteren Kreisen nichts mehr bekannt, als was der biedere Nikolaus Fontana, welcher dieselbe als Schiffswundarzt begleitete, in seinem im Jahre 1782 in Leipzig in Druck erschienenen Reisetagebuche erzählt.¹ Weder die Bibliotheken noch die Archive des Kaiserstaates scheinen ausführlichere Mittheilungen über dieses interessante Unternehmen zu besitzen. Dagegen ist es

¹ Tagebuch der Reise des k. k. Schiffes Joseph und Theresia nach den neuen österreichischen Pflanzorten in Asien und Afrika, von Nikolaus Fontana, gewesener Schiffswundarzt, an Herrn Brambilla, Leibwundarzt des Kaisers, Protochirurgus der Armee. Aus der italienischen Handschrift übersetzt von Joseph Gyerle. 1782. Dessau und Leipzig in der Buchhandlung der Gelehrten.

durch die gnädigste Verwendung Sr. kais. Hoheit des Herrn Erzherzogs Ferdinand Maximilian bei der königl. belgischen Regierung gelungen, einige höchst werthvolle, auf diese Expedition Bezug habende Documente im königlichen Archive zu Brüssel aufzufinden, welche der dortige Staatsarchivar Mr. Sachard ihrem ganzen Umfange nach mitzutheilen die Güte hatte, und von denen wir im Folgenden nur die interessantesten Daten hervorzuheben beabsichtigen, indem eine ausführlichere Behandlung dieses, für die Entwicklungsgeschichte unseres Handels so interessanten Gegenstandes dem commerciellen Theile des Novara-Werkes vorbehalten bleibt.

Ein Holländer, Namens Wilhelm Bolts, früher in den Diensten der britisch-ostindischen Compagnie, machte im Jahre 1774 dem damaligen Gesandten der großen Kaiserinn in London, dem Grafen Belgiojoso, Vorschläge zu einer directen Handelsverbindung der Niederlande und Triests mit Persien, Ostindien, China und Afrika, um die österreichischen Häfen ohne die kostspielige Vermittelung anderer Länder mit den wichtigen Producten Indiens und China's zu versehen. Diese Vorschläge, zur Kenntniß des Hof- und Staatskanzlers Fürsten Kauniz in Wien gebracht, fanden bei demselben eine so wohlwollende Aufnahme, daß Bolts die Einladung erhielt, an das kaiserliche Hoflager zu kommen, um daselbst seine Pläne persönlich ausführlicher zu entwickeln. Bolts traf im April 1775 in Wien ein und erhielt kurze Zeit darauf von der Kaiserinn zur leichteren Ausführung seiner großartigen Projecte umfassende Privilegien zugestanden. Die kais. Verwaltung in Triest wurde mit der Armirung seiner Schiffe beauftragt, der Hofkriegsrath mußte die nöthige Anzahl von Soldaten und Unterofficieren zur Verfügung stellen, und in einem besonderen Documente wurde Bolts förmlich ermächtigt, im Namen der Kaiserinn und Königin, so wie in jenem ihrer Nachfolger auf dem Throne von allen den Ländereien Besitz zu ergreifen, die er von indischen Fürsten zu Gunsten jener Unterthanen der Kaiserinn, welche mit Indien in Handelsverkehr zu treten beabsichtigen, überlassen erhalten sollte.

Es war der Wunsch der Regierung, daß die erste Expedition von Triest ausgehen möchte; allein Bolts wendete dagegen ein, daß sein Schiff einen Theil der Ladung in London einnehmen müsse, erklärte sich jedoch bereit, Anstrengungen machen zu wollen, um in Triest ein Handelshaus zu gründen und dafür zu sorgen, daß jedenfalls das zweite Schiff des Unternehmens, so wie alle künftigen Expeditionen direct von Triest absegeln.

Bolts verfügte sich hierauf mit seinen vortheilhaften Privilegien zuerst nach Amsterdam, sodann nach London, ohne jedoch in Bezug auf die beabsichtigte Gründung einer Handelsgesellschaft in dem einen Orte glücklicher zu sein als in dem andern. Erst in den Niederlanden, in Antwerpen, gelang es ihm, einen gewissen Baron v. Proli und zwei Kaufleute, Namens Borrekens und Nägeles, für sein Project zu interessiren und mit diesen Männern am 20. September 1775 einen Gesellschaftsvertrag zu schließen. Man kam überein, zur Ausrüstung zweier Handelsschiffe nach Ostindien und China einen Fond von 900.000 Gulden zu bilden und auf gemeinschaftliche Kosten ein Handelscomptoir in Triest zu etabliren. Welche große Erwartungen die österreichische Regierung an dieses Unternehmen knüpfte, geht daraus hervor, daß die Kaiserinn nach den Stipulationen des Privilegiums vom 5. Juni 1775 aus den Vorräthen des Staates Gegenstände im Werthe von 360.000 Gulden der Gesellschaft zu liefern befohl.

Im Besitze von 25.000 Pfund Sterling, welche Bolts von seinen Gesellschaftern erhielt, verfügte sich derselbe nach London, kaufte daselbst ein Schiff, das er „Joseph und Theresia“ nannte, versah es mit einem Theil der Ladung und segelte hierauf am 14. März 1776 nach Livorno. Hier sollten jene Artikel eingenommen werden, welche die Regierung zu liefern versprach, und die in Kupfer, Eisen, Stahl und Waffen bestanden. Noch ehe Bolts den Hafen verließ, um nach Indien zu segeln, wurde derselbe von der Kaiserinn mit dem Range eines Oberstlieutenants in ihren Diensten bekleidet und ihm zur besseren Erreichung seiner Zwecke von der Staatskanzlei mehrere umfassende Vollmachten¹ und ein Paß für die Barberei, ein sogenannter Scontrino² übersendet. Zugleich versah die Kaiserinn den kühnen Unternehmer mit von ihrer eigenen Hand unterschriebenen Empfehlungsbriefen an den Kaiser von China, den „König“ von Persien und die indischen Fürsten, deren Staaten er besuchen dürfte.

¹ „Ich habe diese Documente in einer Weise abgefaßt“, sagt Fürst Kauniz in einem Berichte an die Kaiserinn vom 27. März 1776, „um die Absichten Eurer Majestät in Bezug auf die Herstellung eines österreichischen Handels in Indien zu unterstützen, ohne sich den Unannehmlichkeiten auszusetzen, welche aus dem Zugeständnisse einer unbeschränkten Macht hervorgehen könnten.“

² Ein Stück Pergament im Zickzack aus einem Buche herausgeschnitten, welches in früheren Zeiten im Verkehr mit den Barbarecken gebräuchlich war, damit die Capitäne der Caperschiffe, wenn sie nicht lesen konnten, durch Vergleichung des Gegenbogens mit dem herausgeschnittenen Blatte (scontrino), welches in der Regel den Kauffahrern mitgegeben wurde, zu bestimmen vermochten, welcher Nation das Schiff gehörte.

Baron Proli, einer der Hauptbetheiligten, verfügte sich zuerst nach Wien, dann nach Livorno und traf mit Volts das Uebereinkommen, in den Jahren 1777, 1778 und 1779 jedes Jahr ein Schiff nach Indien zu expediren, deren Ladung mindestens einen Werth von 30.000 Pfund Sterling erreichen sollte, während Volts seinerseits sich verpflichtete, drei und ein halbes Jahr vom Tage seiner Ankunft daselbst, in Indien zu verbleiben, um Factoreien zu gründen und den Verkauf der gesandten Waaren auf die vortheilhafteste Weise zu besorgen. Die Kaiserinn Maria Theresia, um Proli für die bereits geleisteten Dienste sowohl, wie für jene zu belohnen, welche derselbe durch die Errichtung von Handelscomptoirs in Triest und Brügge zur Belebung des überseeischen Handels in den österreichischen und belgischen Provinzen noch zu erweisen sich bestrebte, erhob denselben in den Grafenstand.

Das Schiff „Joseph und Theresia“, nach der Ostküste Afrika's, so wie nach der Küste von Malabar, Koromandel und Bengalen bestimmt, segelte im September 1776 mit 155 Mann von Livorno ab. Ungünstige Winde zwangen Volts, die brasilianische Küste zu berühren, um frische Lebensmittel einzunehmen. Hierauf setzte er die Fahrt nach Delagoa, an der Ostküste Afrika's, gegenüber der Insel Madagascar, fort, und hatte das Unglück am 30. März 1777 daselbst zu stranden und einen Theil seiner Ladung einzubüßen. Volts benutzte gleichwohl seinen Aufenthalt an dieser Küste, um von zwei afrikanischen Königen, Namens Mohaar Capell und Chibauraan Matola, an beiden Seiten des Flusses Masoûmo Grundstücke anzukaufen und mit einem Kostenaufwande von 126.267 Gulden (einschließlich der Ankaufskosten der benöthigten Fahrzeuge) eine Factorei zu gründen, zu deren Vertheidigung sogar zwei kleine Forts errichtet wurden, die Volts mit Kanonen versah, und denen er die Namen seiner beiden erlauchten Beschützer, Joseph und Theresia, beilegte.

Nach einem längeren Aufenthalte an der Küste von Malabar, wo Volts vom Nabob Hyder Ali Khan in der Nähe von Mangalore, Carwar und Balliapatam, dem Mittelpunkt des Pfefferhandels, gleichfalls eine Anzahl Grundstücke kaufte und mit einer Summe von 28.074 Gulden eine Factorei errichtete, segelte der unternehmende Mann nach der Koromandalküste und dem Meerbusen von Bengalen, und besuchte zu Anfang des Jahres 1778 die nikobari'schen Inseln, um daselbst ebenfalls eine Factorei anzulegen. Leider finden sich über diesen Versuch nirgends nähere Angaben, und das einzig vorhandene Document von Volts Hand, welches darüber einigen Aufschluß giebt, ist ein

Ausweis der, durch die Errichtung einer Factorci auf den Nikobaren verursachten Kosten, welche sich nebst den Ankauf einer Goëlette und einer Schnaue oder zweimastigen Fahrzeuges für den Küstenverkehr zwischen Madras, Pegu und der Inselgruppe auf 47.659 Gulden 48 Kreuzer beliefen.

Zu Ende des Jahres 1780 kehrte Bolts nach Europa zurück und ankerte im Mai 1781 im Hafen von Livorno. Seine Bemühungen und Speculationen waren nicht von dem erwarteten Erfolge begleitet gewesen, und trotz neuen Zugeständnissen von Seite der österreichischen Regierung an die Gesellschaft, welche anfänglich dem Unternehmen eine günstigere Wendung zu geben versprochen, zogen doch die inzwischen eingetretenen politischen Verhältnisse, und namentlich der plötzliche, völlig unerwartete Friedensschluß zwischen Frankreich, England und Holland bald darauf den gänzlichen Ruin der Handelsgesellschaft nach sich, so daß dieselbe im Jahre 1785 ihre Zahlungen einstellen mußte.¹ Bolts starb in großer Armuth in Paris im April 1808, und Michaud widmete dem mehr kühn unternehmenden als scharfsichtig besonnenen Manne einen Artikel in seiner *Biographie universelle*.²

Ungefähr zwei Jahre nach dem Erscheinen des österreichischen Schiffes im nikobariſchen Archipel versuchten die Dänen daselbst eine Missionsstation der mährischen Brüder zu gründen. Zu Ende des Jahres 1778 segelten die Missionäre Hänſel und Wangemann von Tranquebar nach Rangkauri, wo sie im Jänner 1779 ankamen. Im Jahre 1787 wurde die Mission auf Rangkauri neuerdings aufgelassen und der einzige mährische Bruder, welcher noch am Leben geblieben war, kehrte nach Tranquebar und später nach Europa zurück.

Im Jahre 1795 besuchte der englische Major Symes während seiner Gesandtschaftsreise nach Ava und Birma die Insel Kar-Nikobar; seine daselbst gemachten Beobachtungen finden sich im 2. Bande der *Asiatic Researches* Seite 344 im Artikel „Description of Carnicobar“ mitgetheilt.

¹ Noch wenige Jahre früher, im August 1782, hatte ein gewisser C. B. v. Brodtroff von Kiel aus ein Memoir an den Kaiser Joseph II. gerichtet, in welchem derselbe die Besitznahme, Besiedlung und Cultur der nikobariſchen Inseln warm empfiehlt und auf Grund fünfzehnjähriger Erfahrungen in Indien sich von dieser Maßregel für den österreichisch-deutschen Handel große Vortheile verspricht. Diese interessante Abhandlung befindet sich im kaiserlichen Staatsarchive in Wien und wird in ihrem ganzen Umfange an einer andern Stelle mitgetheilt werden.

² Bolts hatte sich auch mehrere Male als Schriftsteller versucht. Im Jahre 1771 gab er in London ein Werk in 2 Bänden in 4^o unter dem Titel: „*Considerations on India Affairs*“ heraus, welches auch ins Französische überſetzt wurde. Ferner veröffentlichte er einen „*Recueil des pièces authentiques relatives aux affaires de la ci-devant société impériale asiatique de Trieste gerées à Anvers*“, welcher 116 Seiten stark in 4^o im Jahre 1787 in Paris erschien.

Im Jahre 1831 machte Dänemark neuerdings einen Versuch die bald Neu-Dänemark, bald Friedrichs-Inseln genannte Gruppe durch die Gründung einer Mission zu colonisiren. Pastor Rosen landete im August 1831 auf der Insel Kamorta, legte daselbst zuerst auf der sogenannten Friedrichshöhe, dann auf dem benachbarten Monghatahügel, später auf der Insel Trinkut, und endlich an der unterhalb des Monghatahügels gelegenen Küste sein Etablissement an. Im December 1834, nach einem mehr als vierjährigen Aufenthalte, verließ Pastor Rosen die Inseln wieder und gab im Jahre 1839 in Kopenhagen unter dem Titel: „Erindringen om mit Ophold paa de nikobariske oerne“ (Erinnerungen von meinem Aufenthalte auf den nikobarischen Inseln) seine Erfahrungen daselbst heraus.

Im Jahre 1835 schickte der katholische Bischof der Malakka-Straße zwei französische Missionäre, die Paters Chopard und Borie, nach Kar-Nikobar. Allein nachdem eine Zeit lang ihre Befehrungsversuche die besten Resultate versprochen und sie bereits über ein Jahr auf der Insel gelebt hatten, scheiterte das fromme Werk an der Leichtgläubigkeit und dem Vorurtheile der Eingeborenen, welchen die beiden Missionäre durch die Mannschaft eines von den benachbarten Küsten gekommenen Schiffes als englische Spione geschildert wurden, deren Absicht es bloß wäre, „die Producte des Landes kennen zu lernen, welches bald von der englischen Regierung besetzt werden würde.“ Die Missionäre mußten flüchten und Borie starb in den Armen seines Gefährten, noch ehe sie die Insel verlassen hatten. Chopard veröffentlichte später im *Asiatic Journal of the Indian Archipelago* vom Jahre 1849 unter dem Titel: „A few particulars respecting the Nikobar islands“ seine Erlebnisse auf dieser Inselgruppe.

Vor ungefähr dreizehn Jahren unternahm der dänische Consul in Calcutta, Mr. Mackey eine kleine Expedition nach dem Nikobaren-Archipel; derselbe hoffte auf den südlichen Inseln Steinkohlenlager zu finden und unternahm zur Auffuchung derselben im März 1845 eine Reise dahin am Bord des von einem Engländer Namens Lewis befehligten Schooner *Espiegle*, begleitet von zwei Dänen, Herrn Busch, dem eigentlichen Leiter der Unternehmung, und einem Herrn Lowert. Ende Mai waren die Reisenden bereits wieder in Calcutta zurück. Steinkohlen fanden sie mit Ausnahme einzelner Stücke auf den südlichen Inseln nirgends, und zur Gründung der zugleich beabsichtigten Ackerbaucolonie waren nicht die nöthigen physischen Kräfte

vorhanden. Die wissenschaftliche Ausbeute dieser Reise ist in einer kleinen Broschüre: „H. Busch's Journal of a cruise amongst the Nikobar islands“ (Calcutta 1845) niedergelegt.

Eine weitere wissenschaftliche Untersuchung der Nikobaren-Gruppe geschah durch die Naturforscher der dänischen Corvette *Galathea* im Laufe ihrer Weltreise in den Jahren 1845 bis 1847. Die Durchforschung der Nikobaren war eine der Hauptaufgaben der unter den Auspicien der dänischen Regierung unternommenen Expedition. Am 25. Jänner 1846 geschah auf Mangkauri durch den Capitän Steen Bille die feierliche Besitzergreifung der Inselgruppe im Namen des Königs von Dänemark. Zwei Eingeborene, Luha und Angre, Vater und Sohn, ersterer in Malakka, letzterer in Ennuang wohnhaft, wurden bei dieser Gelegenheit als Häuptlinge installiert; ein jeder mit einem Stock mit der Chiffre Christian VIII. bekleidet und mittelst eines in dänischer und englischer Sprache ausgefertigten Documentes über ihre Obliegenheiten unterrichtet, welche indeß hauptsächlich im Aufziehen der dänischen Flagge beim Anlaufen fremder Schiffe im Hafen von Mangkauri bestanden.¹

Nach dem Ableben des Königs Christian VIII. zeigte sich indeß die dänische Regierung bei der damals herrschenden politischen Strömung nicht geneigt, die Nikobaren-Inseln durch eine dauernde Besiedlung factisch in Besitz zu nehmen, sondern sandte vielmehr im Jahre 1848 die königliche Corvette *Balkhyrien* nach dem Archipel, um Flaggen und Stöcke wieder abzuholen.²

In Folge dessen haben nach *Thorton's Gazetteer of India*³ die Häuptlinge der Insel Kar-Nikobar die englische Flagge gehißt und durch englische, in

¹ Die Resultate dieser Forschungsreise sind theils in einem zweibändigen Werke: Steen Bille's Bericht über die Reise der Corvette *Galathea* um die Welt (Kopenhagen, Leipzig 1852), theils in einer geographischen Skizze über die nikobariischen Inseln mit specieller Berücksichtigung der Geognosie von Dr. F. Rink (Kopenhagen 1847) enthalten. Auch im *Journal of the Asiatic Society of Bengal* befinden sich unter der Ueberschrift „Nikobar Islands“, sowie im 3. Bande des *Journal of the Indian Archipelago*, S. 261, unter dem Titel: „Sketches at the Nikobars“ schätzenswerthe Beiträge zur Kenntniß dieser Inselgruppe. Eben so hat Herr A. G. Zbishman, Professor an der k. k. Handels- und nautischen Akademie in Triest, angeregt durch den beabsichtigten Besuch des Archipels durch die Fregatte *Novara*, eine werthvolle historisch-geographische Skizze: Die Nikobaren-Inseln (Triest, Buchdruckerei des österreichischen Lloyd 1857), veröffentlicht, welche sich gleichzeitig in den Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft vom Jahre 1857 abgedruckt findet.

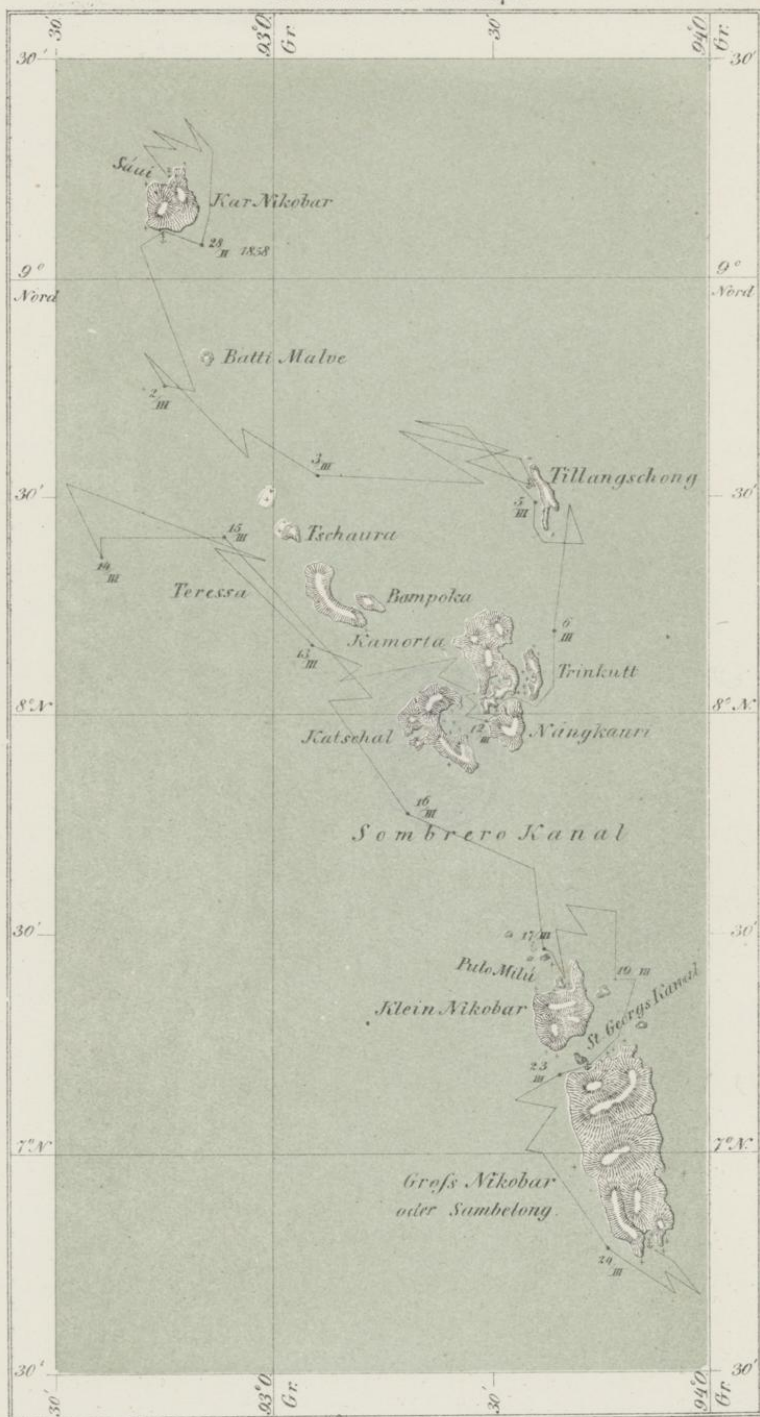
² Vergleiche „*India Polit. Disp.*“ vom 1. Februar 1848; ferner „*Hamburger Correspondent*“ vom 30. August 1848, und „*Friend of India for 1853*“, S. 435.

³ A *Gazetteer of the territories under the government of the East India Company and of the native states of the Continent of India. Compiled by the Authority of the Hon. Court of Directors and chiefly from documents in their possession.*

Moulmein ansässige Kaufleute den Wunsch aussprechen lassen, sich unter den Schutz der britischen Krone stellen zu wollen. Diese Mittheilung scheint, in so fern dieselbe das Benehmen der eingeborenen Häuptlinge betrifft, ungenau. Die Einwohner hissen zwar irgend eine Flagge, die man ihnen schenkt, weil sie gerne die Europäer nachzuahmen suchen und sich dadurch gegen die Ansprüche anderer Nationen gesichert glauben; aber sie fürchten nichts mehr als eine wirkliche Besitznahme ihrer Inseln und sind bei dem Erscheinen eines Kriegsschiffes stets ungemein besorgt, sich ihrer Freiheit und ihrer Kokosnüsse beraubt zu sehen. Da es herrscht sogar unter ihnen die, wahrscheinlich durch schlaue Häuptlinge verbreitete Sage, daß, wenn sich ein Europäer bei ihnen niederließe, sogleich alle Kokosnüsse von den Bäumen fallen und sie dadurch ihres wichtigsten Nahrungsmittels für immer beraubt werden würden. Wahrscheinlicher dagegen ist es, daß englische Schiffscapitäne, welche mit diesen Inseln verkehren, zur größeren Sicherung ihres so einträglichen Handels mit Kokosnüssen, bei der ostindischen Regierung Vorstellungen machten, von diesem wichtigen Archipel in ähnlicher Weise Besitz zu ergreifen, wie dies in letzterer Zeit mit den Andamanen geschehen ist.

Seit dem verunglückten Versuche zu Ende des vorigen Jahrhunderts, den vaterländischen Handel mit Indien und der afrikanischen Küste durch Gründung einiger Pflanzorte in Asien und Afrika zu beleben, hat kein Schiff mit österreichischer Flagge die nikobarischen Inseln wieder berührt, und es lag daher bei der Aussendung eines kaiserlichen Kriegsfahrzeuges nach jenen Gewässern der Wunsch nahe, daß dasselbe auf seiner Fahrt nach China auch jenen Archipel besuchen möge, auf dessen Küsten schon einmal das Banner Oesterreichs als Symbol des Besitzes geweht hatte. Der Zweck war diesmal ein mehr wissenschaftlicher als politischer. Es sollten, so weit es die für den Besuch der Inseln bestimmte Zeit und die vorhandenen Kräfte zuließen, an den für die Navigation wichtigsten Punkten geodätische Aufnahmen, astronomische und magnetische Bestimmungen, meteorologische Beobachtungen und Fluth-Messungen vorgenommen und gleichzeitig in den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften Untersuchungen und Sammlungen angestellt werden, um auf solche Weise die schönen Arbeiten zu ergänzen, welche im Jahre 1846 von den Mitgliedern der dänischen Expedition auf den nikobarischen Inseln ausgeführt worden sind. Die nachfolgenden Blätter beschränken sich jedoch darauf, über unsern, durch ungünstige Winde leider wesentlich beeinträchtigten

VIII. Nikobaren - Archipel.



Aufenthalt auf dieser in so vielfacher Beziehung interessanten Inselgruppe im Allgemeinen Bericht zu erstatten, während umständlichere Mittheilungen der verschiedenen daselbst gewonnenen wissenschaftlichen Resultate in den von den einzelnen Fachmännern herausgegebenen Specialwerken niedergelegt werden sollen.

Am 25. Februar gegen zehn Uhr früh versuchten die Naturforscher und die mit wissenschaftlichen Arbeiten betrauten Officiere und Cadetten auf der Insel Kar-Nikobar in einer Bucht (nach unseren Beobachtungen $9^{\circ} 14' 8''$ nördl. Br. und $92^{\circ} 44' 46''$ östl. L. von Greenwich) zwischen den Dörfern Moose und Sái hinter einem Korallenriff zu landen, was ihnen jedoch nur mit großer Mühe gelang. Denn ohne Aufhören rauscht hier die Brandung über vielgestaltige Korallenfelsen gegen die weißschimmernde Sandwüste, welche in sanftem Bogen sich von Felseck zu Felsecke zieht. Sie wirft Korallentrümmer und Sand höher und höher auf, und baut das Land langsam immer weiter. Die schweren, vielleicht von fernen Gestaden, die sie ausgeworfen, hergeführten Früchte sind auf dem Korallensande aufgegangen, und ein Kranz üppiger Palmenkronen auf schlankem Stamme, belastet mit Tausenden von Nüssen, ladet den Menschen zum Aufenthalte ein. Ohne die Kokospalme wäre die Insel wahrscheinlich noch bis heute unbewohnt.

In der Nähe unseres Landungsplatzes lag eine Barke aus Moulmein mit malayischen Matrosen vor Anker, von welchen die meisten auf den Schenkeln außerordentlich kunstvoll tattowirt waren. Sie beschäftigten sich daselbst schon seit längerer Zeit Kokosnüsse zu laden, die sie von den Eingeborenen gegen verschiedene Waaren eintauschten. Ungefähr dreißig braune Bewohner, fast gänzlich nackt und größtentheils ohne Kopfbedeckung, die schönen pechschwarzen Haare bis über die Schultern herabhängend, und theils blanke Säbelflingen, theils lange hölzerne Spieße mit Spitzen aus Thierknochen in der Hand tragend, standen in der Nähe des Ufers und schrien uns mit sichtbarer Aufregung schon von weitem in gebrochenem Englisch zu: „Good friend? no fear?“ gleichsam als wollten sie erst von uns die Bestätigung abwarten, daß wir wirklich gute Freunde seien und sie von uns nichts zu fürchten hätten, bevor sie sich ganz in unsere Nähe wagten. Als sie nur mehr zwanzig Schritte entfernt waren, machten sie plötzlich Halt, einige von ihnen, welche Häuptlinge zu sein schienen, übergaben ihre Säbelflingen den Umstehenden und kamen uns dann ziemlich freundlich entgegen, indem sie die Hand zum Gruße reichten. Es

waren meist große, wohlproportionirte Menschen von einer dunkelbronzenen Hautfarbe.

Das Häßlichste an ihrer Erscheinung ist der Mund, welcher durch den ekelregenden Gebrauch des unaufhörlichen Kauens der Betelblätter völlig krankhaft verändert erscheint. Bei einzelnen Individuen hatte diese garstige Sitte eine derartige Deformität in den Zähnen zur Folge, daß diese nur wie eine bössartige Geschwulst zwischen den dicken aufgeschwollenen Lippen hervortraten. Die Bekleidung der Eingeborenen ist im Allgemeinen eine höchst primitive, sie besteht in nichts Anderem als einem langen, sehr schmalen Streifen aus dunkelblauer Leinwand, den sie um den Leib winden, zwischen den Beinen nach rückwärts ziehen, am Gürtel befestigen und hinten herabhängen lassen. Einzelne Bewohner machen von den alten Kleidungsstücken, welche sie von Schiffscapitäne eintauschten oder zum Geschenk erhielten, einen höchst wunderlichen Gebrauch, indem sie bald in einem schwarzen Hut, bald in einem Rock oder Hemd ohne alle sonstige Bekleidung erscheinen.

Fast jeder der Eingeborenen, die sich uns vorstellten, brachte ein schmutziges, zerknittertes Zeugniß zum Vorschein, welches seinen ehrlichen Charakter und seine Redlichkeit im Handel mit den Früchten der Kokospalme bestätigen sollte und von einem oder dem andern Schiffscapitän herrührte, der hier gegen verschiedene Waaren reife Kokosnüsse eingetauscht hatte, um sie in Ostindien oder auf Ceylon mit großem Vortheil zu verwerthen. Die meisten dieser Zeugnisse waren in englischer Sprache abgefaßt; nur Ein einziges deutsches, vom Capitän eines Bremer Schiffes, und ein holländisches kamen uns zu Gesicht. Auf denselben sind gleichzeitig die gesuchtesten Gegenstände, so wie das Verhältniß der getauschten Artikel zur Anzahl der gelieferten Kokosnüsse verzeichnet, ein Verfahren, welches sowohl späteren handeltreibenden Besuchern zum großen Nutzen dient, als auch einen interessanten Blick in die Culturgeschichte der Bewohner gestattet.¹

¹ So sehen wir z. B. auf der Insel Kar-Nikobar vertauscht:

Für eine Art Hirschfängerklinge (cutlass, im Werthe von ungefähr 1½ Dollars)		300 Paar reife Kokosnüsse.
„ eine kleine Messerklinge	100	„ „ „
„ sechs Tischmesser-Klingen	300	„ „ „
„ ein amerikanisches Messer	50	„ „ „
„ eine Hacke	300	„ „ „
„ eine Muskete	500	„ „ „
„ eine Doppelflinte	2.500	„ „ „
„ einen großen Löffel	150	„ „ „

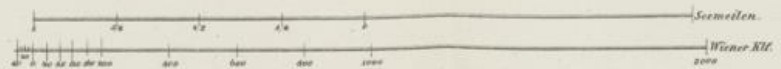
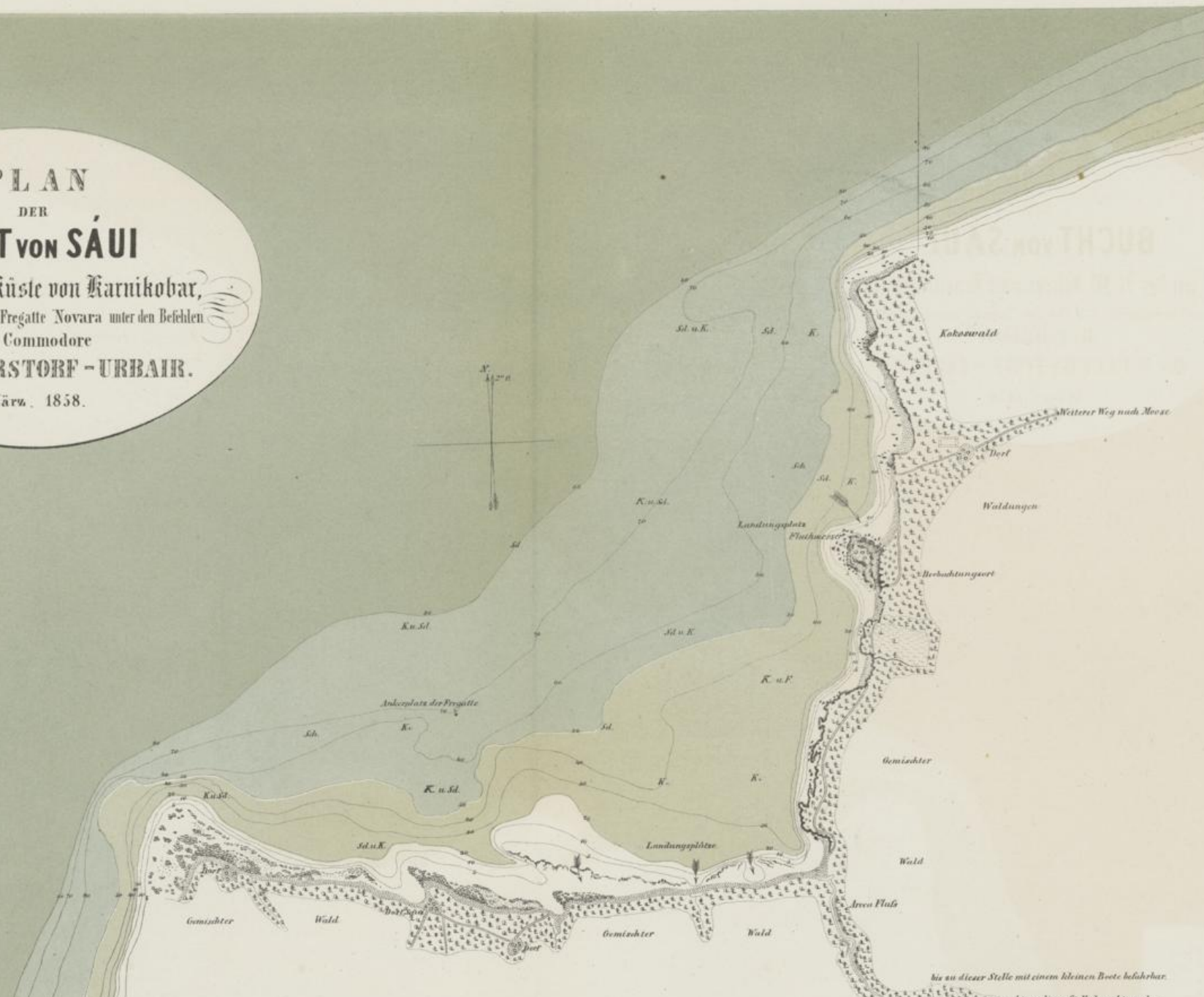
PLAN
DER
BUCHT VON SÁUI

an der N.W. Küste von Karnikobar,
aufgenommen von S.M. Fregatte Novara unter den Befehlen
des Commodore
B.v. WÜLLERSTORF - URBAIR.
März. 1858.

Sd. Sand.
Sch. Schlamm.
K. Korallen.
F. Felsen.
Landungsplatz

Erklärung der Farbtöne.

Gränze von 20 Faden Tiefe.
" " 50 " "
" " 80 " " und darüber.



Die Lothung in Wiener Fuß und auf Ebbe reduziert.

bis zu dieser Stelle mit einem kleinen Boote befahrbar.
Stromschnelle, über zwei
Korallenbänke, welche das weitere
Vordringen mit Booten unmöglich
machen. Mathematische weitere Richtung.

Diese Zeugnisse enthalten manchmal zugleich höchst drollige Bemerkungen über die betreffenden Eingeborenen, welche sich gewiß weniger mit dem Vorzeigen derselben beeilen würden, wenn ihnen deren Inhalt bekannt wäre. Einer der ersten, welcher uns die Hand zum Willkommen reichte, war ein Eingeborener, der sich Capitän Dickson nannte, eine schöne schlanke, dunkelbraune Gestalt mit glänzenden feinen, lang herabfallenden Haaren, welche ein Bastband zierlich zusammenhielt. In dem Zeugnisse, das er uns überreichte und welches das Datum 15. Jänner 1858 und die Unterschrift des Capitän des Schiffes Arracan trug, stand unter anderm: „Capitän Dickson, obchon ein lumpig aussehender Kerl, ist doch ein Mann von Gehalt.“¹ In einem zweiten Zeugnisse hieß es von einem Eingeborenen: „Er wird dem nahenden England Ehre machen.“ (He will do justice to England coming!) Eine Bemerkung, welche deutlich die Hoffnung englischer Schiffscapitäne auf eine baldige Besetzung der Insel durch die Engländer durchschimmern läßt. Diese Certificate enthalten zugleich verschiedene wichtige Winke, namentlich in Bezug auf das Verhalten mit den Eingeborenen, auf die besten Ankerplätze, die Schwierigkeiten an der Küste zu landen u. s. w.²

Schon die flüchtigste Unterhaltung mit den Eingeborenen zeigte uns, daß dieselben bereits öfters mit englischen Schiffscapitänen verkehrt haben

Zür dreißig Schuh langen Silberdraht	2.500	Paar reife Kokosnüsse.
„ ein Faß Rum	2.500	„ „ „
„ eine Flasche Arrak	10	„ „ „
„ drei Stangen (sticks) Tabak	100	„ „ „
„ ein Fläschchen Kastoröl	50	„ „ „
„ eine Cabin-Lampe	500	„ „ „
„ einen Sack Reis	300	„ „ „
„ ein Stück blauen Calico (circa 6—8 Ellen)	100	„ „ „
„ ein Halstuch	100	„ „ „

Auch Bittersalz (Epsom-salt), Terpentin, Kamphergeist, Sölnnerwasser und Pfeffermünze sind seltsamer Weise gesuchte Tauschartikel, so wie sie nach alten Kleidern, nach Zwiebel, Salzfleisch und Zwieback großes Verlangen tragen.

¹ Dickson, although a shabby looking fellow, is a man of substance!

² So stand z. B. in einem dieser Zeugnisse: Im Dorfe Aurong oder Arrow ist gegenüber von Capitän Marshall's Hütte in 13 bis 15 Faden der beste Ankergrund. An vielen Punkten ist die Küste so gefährlich, daß ein Schiff zwei Mann verlor, welche in einem Boote zu landen versuchten. — In einem anderen Zeugnisse wurde mitgetheilt, daß die mit Reis beladene Barke Batavier aus Rotterdam, mit 442 Tonnen Gehalt, auf der Fahrt von Rangoon nach Europa am 7. April 1857 in der Danson's Passage Schiffbruch litt und deren Schiffsmannschaft von den Eingeborenen von Kar-Nikobar sehr freundlich aufgenommen wurde. Fast jedes dieser Zeugnisse schließt mit der Bemerkung, daß, wer die Eingeborenen zu Freunden haben will, mit ihren Weibern nicht scherzen, noch ihre Hühner und Schweine im Walde schießen dürfe.

mußten, welche ihnen einige Kenntnisse der englischen Sprache und gewisse humane Begriffe beigebracht hatten. Als wir ihnen zu verstehen gaben, daß wir als Freunde unter ihnen erschienen, erwiederten sie in gebrochenem Englisch: „Nicht bloß Freunde, Brüder! Alle Brüder! Alle nur Einen Vater und Eine Mutter!“ Jeder zündete hierauf mit großer Freude eine der ihnen geschenkten Cigarren an, während sie die übrigen in Ermangelung eines andern Behälters in den Oeffnungen ihrer weit durchlöchernten Ohrläppchen aufbewahrten und sodann mit großer Freigebigkeit, als Zeichen ihrer Gastfreundschaft, eine Anzahl junger Kokosnüsse vom Baume holten und deren flüssigen Inhalt uns zum Trinken darreichten. Ganz wunderbar ist die Art und Weise, wie dies geschieht. Sie binden ihre beiden Füße an den Knöcheln mit derselben Bastschleife zusammen, welche ihnen in der Regel, die schwarzen langen Locken umschließend, zu einem so malerischen Stirnband dient, und klettern dann flink wie Katzen zum Wipfel der Palme hinauf, werfen die abgehauenen Früchte zur Erde und langen wieder eben so schnell am Boden an. In der einen Hand eine ziemlich schwere junge Frucht, in der andern eine scharfe Säbelklinge haltend, verstehen sie mittelst eines sicher geführten Hiebes die Nuß an dem einen Ende so geschickt zu durchhauen, daß eine kleine Oeffnung entsteht, und auf diese Weise der flüssige, labende Inhalt bequem getrunken werden kann. Ist die Nuß ausgeleert, so wird sie gewöhnlich in zwei Hälften zerhauen und dient sodann noch den Hühnern und Schweinen zur gedeihlichen Nahrung. Trotz dieser Gastfreundschaft war jedoch bei Allen eine große Angst und Aufregung erkennbar, und den Schluß ihrer Reden bildeten immer die stereotypen Fragen: Was wir denn eigentlich hier wollen, ob wir Kokosnüsse zu kaufen wünschen und ob wir bald wieder fortgehen?

So sehr es uns auch gelüstete, von dem dicht mit Kokospalmen bedeckten Strande ins Innere der ziemlich flachen Insel zu dringen und die bienenkorbähnlichen Hütten näher zu besichtigen, welche unter den Waldbäumen zum Vorschein kamen, so hielten wir es doch für weit gerathener, die Eingeborenen erst zutraulicher zu machen, und luden sie daher ein uns an Bord zu begleiten. Acht von ihnen ließen sich endlich bewegen, in ihren zierlichen Canoes aus dem Holze des *Callophyllum inophyllum*, einem der schönsten Bäume des nikobarischen Urwaldes, an Bord zu folgen. Als wir jedoch die Fregatte erreichten, entschloß sich nur Ein einziger, Capitän Dickson, am Fallreep

hinaufzuklettern, alle andern wagten nicht ihre Fahrzeuge zu verlassen, und einer von ihnen, der sich Capitän Charley nannte, ein kleines schwächliches Männchen von fast knabenhaftem Aeußern, der statt aller Bekleidung blos eine schmutzige Tuchmütze am Kopfe trug, zitterte am ganzen Leibe vor Schrecken, als er die großen Kanonen sah. Auch Capitän Dickson fühlte sich nicht ganz geheuer am Bord und obwohl Vieles seine Neugierde im höchsten Grade anzog, sehnnte er sich doch bald wieder aus dem großen bequemen Schiff zurück in seinen gebrechlichen Kahn. Ganz besonders fiel ihm eine lebende Kuh auf; Thiere von solcher Größe, meinte er, gäbe es nicht auf seiner Insel.

Inzwischen hatten sich eine Anzahl Eingeborener in Canoes der Fregatte genähert, welche Schweine, Hühner, Bananen, Jams und Eier in den ausgehöhlten Schalen der Kokosnuß als Geschenke brachten, zugleich aber auch frugen, was man ihnen als Anerkennung dafür geben wolle. Sie verlangten Zwieback, Branntwein, Medicinen, Kleider, und vor allem schwarze Hüte, was hauptsächlich daher kommen mag, daß sie zuweilen die Capitäne englischer Schiffe runde Hüte tragen gesehen und nun zu glauben scheinen, ein solches Toilettestück sei das Abzeichen der Capitänswürde oder des Mannes von Ansehen.

Ihre Kenntniß des Geldes beschränkte sich auf Rupien, von welchen sie zwei Gattungen unterschieden, nämlich die wirklich ostindischen Silberstücke und die englischen Sechspencestücke, welche sie „kleine Rupien“ nannten, und mit denen sie häufig als Bierde die beiden Ecken jener kleinen Bambusstäbchen bedecken, welche sie in ihren Ohrläppchen zu tragen pflegen.

Ueber die beiden katholischen Missionäre Borie und Chopard, welche sich im Jahre 1835 einige Zeit auf der Insel aufhielten, wußte uns kein einziger Eingeborener nähere Auskunft zu geben, auch von der dänischen Corvette Galathea, welche diese Insel im Jahre 1846 besuchte, bewahrten sie nur eine dunkle Erinnerung, und selbst diese war keine wohlwollende, weil die armen Leute von der Furcht beherrscht wurden, man wollte sich ihrer Insel bemächtigen und sie dem Hungertode preisgeben. „Die Dänen“, bemerkten sie wiederholt, „sind ein feindliches Volk, sie wollten uns unsere Insel wegnehmen! Angenommen, wir kämen auf Eure Insel und möchten davon Besitz ergreifen!! Das ist nicht gut, das ist kein gutes Volk!“¹

¹ Danish bad people, wanted to take our island! Suppose, I would come to your island and take it. Not good, no good people.

Wir fuhren mit den Eingeborenen, welche durch die freundliche Aufnahme am Bord etwas ruhiger und vertrauter geworden waren, wieder zurück ans Land und Jeder gab sich nun der ihm zugewiesenen Thätigkeit mit Freuden hin. Zelte wurden aufgeschlagen, astronomische und geodätische Instrumente, so wie Barometer und Thermometer aufgestellt, an dem geeignetsten Punkte der Fluthmesser angebracht und die Insel nach allen Richtungen hin, so weit es die Dichtigkeit des Waldes und das Mißtrauen der Eingeborenen zuließ, zu naturwissenschaftlichen Zwecken durchstreift.



Dorf Sáuí.

Noch am selben Tage besuchten wir die Bucht Sáuí, in der sich das gleichnamige Dorf befindet, dessen Häuptling Capitán John heißt. Derselbe hatte eben erst einen alten, ausgemusterten blauen Uniformrock, welcher, wenn wir nicht irren, von einem Bandisten der ehemaligen Triester Nationalgarde herstammte, zum Geschenk erhalten und machte nun große Anstrengungen, seine wenig biegsamen Gliedmaßen in dieses enge, dicke Tuchkleid hinein zu zwängen und dasselbe trotz tropischer Hitze am nackten Leibe bis an den Hals zuzuknöpfen. Er wollte sich, wie es schien, nicht nachsagen lassen, daß er die ihm gewordene Auszeichnung nicht zu würdigen und vom Geschenke

nicht den gehörigen Gebrauch zu machen verstehe. Ungleich seinen übrigen Landsleuten, trug Capitän John auch Schuhe und Beinkleider und gehörte daher offenbar zur bevorzugten Classe. Er war von einer großen Anzahl Eingeborenen umgeben, die sich uns als Capitän Morgan, Capitän Douglas, Dr. Crisp, Lord Nelson, Lord Byron u. s. w. vorstellten, und ihre Namen dem bizarren Einfalle englischer Schiffscapitäne verdankten, welche einen Scherz darin zu erblicken glaubten, diesen braunen Schmutzgestalten so hochgefeierte Namen der englischen Geburts- und Geistesaristokratie beizulegen!

Capitän John begleitete uns längs des Ufers auf einen höchst unwirthbaren sonnigen Pfad nach seiner Behausung und verhehlte uns geflissentlich, daß ein weit bequemerer Weg durch den Wald nach dem Dorfe führt, welches nur sieben Hütten zählt. Diese sind auf einem großen gelichteten Plage erbaut und stehen, wegen der großen Feuchtigkeit des Bodens während der nassen Jahreszeit, auf acht bis zehn Pfählen von sechs bis acht Fuß Höhe, so daß man unter denselben bequem durchgehen kann. Sie enthalten einen einzigen großen Raum, zu dem eine aus Bambusrohr zierlich gearbeitete Leiter führt, welche des Nachts, oder wenn die Bewohner ihre Hütte verlassen, in der Regel weggenommen wird, und daher auch ohne Schloß und Riegel schwer zugänglich erscheint. Der Boden ist aus Bambusstäben, welche mit Rotang (*Calamus rotang*) verbunden sind, derart construiert, daß die Luft von unten zwischen den einzelnen Stäben frei durchstreichen kann, und darüber wölbt sich das niedliche Flechtwerk des bienenkorbähnlichen Baues. Eine dicke Blätterbedachung hält sowohl das Eindringen der Sonnenstrahlen wie des Regens ab. Die innere Einrichtung ist höchst einfach. Im Hintergrunde zeigt sich eine Art Feuerherd, ein niederer, ausgehöhlter, mit Sand und Steinen gefüllter Holzpfock, und auf diesem verschiedene Gefäße aus Thon, welche von der benachbarten Insel Tschaura, wo allein im ganzen Archipel etwas Industrie herrscht, importirt werden. An den Dachbalken hängen ausgehöhlte, paarweise zusammengebundene Kokosnußschalen, als Wassergefäße dienend, so wie auch zierlich geflochtene Körbe und die wenigen Habseligkeiten der Familie, endlich einige Früchte, Betelblätter und Tabak, als Opfergaben für die Iwi's oder bösen Geister, im Falle diese einen Besuch machen und nach solchen Dingen gerade ein Gelüste tragen sollten. Mehr nach vorn gegen den Eingang der Hütte zu, stecken an der Seitenwand als Zeichen von besonderem Reichtum eine große Anzahl von Säbelsklingen, Wurfspeie und Ruder. Außerdem

liegen noch geflochtene Strohmatte am Boden, welche, während des Tages zusammengerollt, des Nachts ausgebreitet werden und nebst kleinen hölzernen Schämeln statt Kopfkissen zum Schlafen dienen. Die Hütte bietet genügenden Raum für dreißig Menschen, um darin zu schlafen. Da in derselben auch gekocht wird und keine Ventilation nach oben besteht, so ist das Innere sehr durchräuchert und alle darin befindlichen Gegenstände sehen geschwärzt und rußig aus. Die Eingeborenen scheinen aber absichtlich keine Vorkehrungen zu treffen, sich dieses Rauches zu entledigen, weil ihnen derselbe dazu dient, weit lästigere Gäste, die Musquitos zu verscheuchen, welche namentlich in der Regenzeit für ihre nackten Leiber eine fürchterliche Qual sein müssen.

Capitän John hatte in den schattigen Raum unter der Hütte, welcher zugleich zur Arbeit dient, — wenn man die Einrichtungen der Mikobarer überhaupt so nennen kann, — an einem Querbalken eine Art Schaukel aufgehängt, in welcher er sich mit besonderem Wohlgefallen fortwährend wiegte, während daneben für seine Gäste ein hölzerner Lehnstuhl bereit stand, in dessen Besitz er wahrscheinlich durch ein Tauschgeschäft mit dem Capitän eines Kauffahrers gekommen war.

Der alte Häuptling sprach mit ganz besonderer Vorliebe von dem Capitän der Barke Rochester aus London, Namens Green, welcher durch sein humanes, streng rechtliches Benehmen bei den Eingeborenen in hohem Ansehen zu stehen schien und ein erhebendes Beispiel giebt, welch wohlthätigen Einfluß einzelne englische Schiffscapitäne auf die wilden Völker, mit denen sie verkehren, ausüben und wie sehr sie dadurch beitragen ihrer Nation in allen Theilen der Erde Ansehen zu verschaffen. Ja, wir wagen zu behaupten, daß englische Kauffahrer durch ihren zeitweiligen Besuch mehr die Civilisirung der Mikobarer angebahnt, als dänische und französische Missionäre durch jahrelangen Aufenthalt. Kein einziger Eingeborener versteht ein Wort dänisch oder französisch, aber er weiß meistens so viel englisch, um sich in dieser Sprache verständlich machen zu können. Der geschwätzigste Alte holte eine kleine englische Bibel hervor, welche er auf einen der Querbalken seiner Hütte sorgfältig aufgehoben hatte und die ihm, wie er erzählte, vom Capitän Green bei dessen letztem Besuche zum Geschenk gemacht worden war. „Dies ist mein Jesus Christ“, sagte Capitän John voll blinden Vertrauens in die Wunderkraft der heiligen Schrift; „wenn ich mich krank fühle, lege ich dieses Büchlein unter meinen Kopf und dann werde ich wieder gesund!“ Der brave Mann

konnte weder lesen, noch war er sich's bewußt, was eigentlich in dem Buche gedruckt stand, aber er schien instinctmäßig zu fühlen, daß es kein gewöhnlicher Inhalt sei und hielt das Geschenk hoch in Ehren, gleich einem Talisman, dessen Macht und Wirkung man vertraut, ohne sich über dieselben genau Rechenschaft geben zu können. Wir durchblättern das enggedruckte Büchlein, welches aus der berühmten, gegenverbreitenden Presse der Londoner Bibelgesellschaft hervorgegangen war, und fanden am ersten Blatt einige englische Verse von Green's Hand geschrieben und einige Lobreden auf die Bewohner von Kar-Nikobar, „dem tugendhaftesten Volke, welches dem Capitän Green während achtunddreißigjähriger Seereisen vorgekommen“, mit der Bemerkung schließend: „Wie schade, daß sie keinen geistlichen Lehrer haben!“

In der That sind die Bewohner von Kar-Nikobar die vollkommensten Naturmenschen. In ihrem Verkehr mit uns zeigten sie sich als ein kindliches, unwissendes, aber biederer, zutrauliches Volk, ohne Ehrgeiz und Wissensdrang, aber auch ohne Scheelsucht und Neid. Wenn sie sich je gegen Europäer ein Verbrechen zu Schulden kommen ließen, so geschah dies sicher mehr durch diese aufgestachelt, gewissermaßen aus Nothwehr, als aus bloßem Hange zum Bösen. Als wir einen Eingeborenen fragten, auf welche Weise auf der Insel Verbrechen bestraft würden, entgegnete er höchst naïv: „Wir begehen deren nicht, wir sind alle gut; — aber in eurem Lande muß es viele böse Menschen geben, wozu braucht ihr sonst so viele Kanonen und Gewehre?“

Wir hatten mit einigen Eingeborenen eine Wanderung durch einen reizenden Kokoswald längs der Küste angetreten und waren nach mehreren zerstreut im Dickicht herumliegenden Hütten gekommen, deren Besitzer uns freundlich aufnahmen. Ihre Weiber und Kinder aber befanden sich sämmtlich auf der Flucht und kamen während der ganzen Dauer unseres Aufenthaltes nicht wieder zum Vorschein. Da die Eingeborenen hofften unsere Abreise dadurch zu beschleunigen, daß sie vorgaben, ihre Familien seien aus Furcht vor uns in die Wälder geflohen und müßten verhungern, wenn wir noch lange hier blieben und sie nicht bald in ihre Wohnsitze zurückkehren könnten. Dies war aber nur ein Vorwand. Die Eingeborenen kannten ganz genau das Versteck ihrer Angehörigen und versorgten sie mit Speise und Trank. Diese große Scheu des weiblichen Theils der Bevölkerung rührt höchst wahrscheinlich von Unzufömmlichkeiten her, welche sich die Matrosen von Handelsschiffen gegen die Eingeborenen zu Schulden kommen ließen, deren Sittlichkeitsgefühl und

Rechtsinn bei der niedern Culturstufe, auf welcher sie stehen, doppelt bewunderungswerth ist.

Ein Versuch, tiefer ins Innere der Insel zu dringen, scheiterte an den Schwierigkeiten, die eine Alles überwuchernde Tropennatur entgegensetzte. Die Pflanzenwelt reicht bis dicht ans Meer, welches nur die felsigen Riffe und die von schäumender Brandung bespülten, schmalen Sandbänke der überaus üppigen Vegetation zu entreißen vermag. Ein breiter Saum von Rhizophoren, riesigen Armleuchterbäumen (Barringtonien), Pandanen, Kokos- und Arcapalmen umgürtet die Insel, auf welcher eine höher gelegene mit hohem, dichtem Grase bewachsene Fläche folgt, aus der sich endlich einige 150 bis 200 Fuß hohe, bewaldete Hügel erheben. Bietet schon dieser Saum gewaltige Hindernisse, um sich durch denselben Bahn zu brechen, so ist es dagegen völlig unmöglich, durch das Gewirr von Schlingpflanzen und Rotang über die Grassfläche weiter in den Wald zu gelangen, ohne vorher mit einem Waldmesser einen Pfad durchzuhauen, was selbst bei längerem Aufenthalte große Anstrengung erheischen würde. Unsere Untersuchungen mußten daher nothgedrungen größtentheils auf die Küstenregion beschränkt bleiben.

Nach mehreren Stunden des Wanderns, Sammelns und Forschens fanden sich sämmtliche Mitglieder wieder auf dem Platze vor der Hütte des Capitän John ein, wo inzwischen von unsern Matrosen am offenen Feuer ein Schwein gebraten worden war, das wir dem fettleibigen Dr. Crisp für drei Schillinge abgekauft hatten. Die Eingeborenen schienen mit diesem improvisirten Herd durchaus nicht einverstanden, aus Furcht das Feuer könnte die mit Palmestroh gedeckten Dächer ihrer Hütten erreichen. „Es ist wie Pulver“, bemerkte der alte Häuptling ängstlich, als unsere Leute mit wenig Vorsicht das Feuer zu nahe den Bauten angezündet hatten. Capitän John und seine Stammgenossen ließen sich nicht zweimal zur Theilnahme an unserem Mahle einladen und zeigten einen ganz vortrefflichen Appetit. Die Nikobarer genießen in der Regel nur Vegetabilien, der Genuß des Fleisches ist bei ihnen größtentheils auf festliche Gelegenheiten beschränkt. Der Gebrauch von Salz ist ihnen noch nicht bekannt. Bloss zum Abbrähen der Schweine und Hühner verwenden sie Meerwasser, wodurch dem Fleisch etwas Salzgeschmack mitgetheilt wird. Während unseres Imbisses, welcher die Eingeborenen einigermaßen zutraulicher gemacht hatte, fanden wir Gelegenheit mehreres über ihre verschiedenen Feste zu hören.

Wenn ein Eingeborener von einem Baume herabfällt, oder von einer Schlange gebissen wird, sich sonst wie verwundet oder gar stirbt, dann stellen die Mikobarer sogleich jegliche Arbeit ein und feiern ein Fest, das sie Uräka nennen. Beim Beginn des Südwestmonsuns oder der Regenzeit (wenn der Wind von „dorthier“ kommt, sagte Dr. Crisp, und deutete mit seinen feisten Fingern gegen Süden) feiern die Bewohner von Kar-Mikobar das Hauptfest, welches vierzehn Tage hindurch dauert und Dilere genannt wird.

Ein ähnliches Fest feiern sie zu Ende der nassen Jahreszeit oder des Nordostmonsuns, welchem die Schweine, die dabei eine höchst seltsame Rolle spielen, einen ganz besondern Charakter geben. Schon mehrere Wochen vor Beginn der Feier wird eine große Anzahl dieser unschönen Nuthiere in kleine Ställe eingesperrt, um am Festtage in einen eingezäunten Raum ausgelassen und daselbst von jungen, muthigen oder vielmehr muthwilligen Eingeborenen gereizt und mit Spießen gepeinigt zu werden. Die Jugend von Kar-Mikobar scheint einen besondern Ruhm darein zu setzen, die Schweine wild zu machen und sich in einen förmlichen Kampf mit denselben einzulassen, so daß nicht selten ernste Verwundungen vorkommen sollen. Wir sahen selbst mehrere junge Leute, welche wenige Tage vorher bei einem ähnlichen Anlasse von halbwilden Schweinen arg zugerichtet worden waren. Wenn nun diese nichts weniger als ästhetischen Spiele eine Zeit lang gedauert haben, so werden die Schweine getödtet, am Feuer gebraten und von Kämpfern und Zuschauern verzehrt.

Ein nicht minder seltsames und noch mehr barbarisches Fest ist dasjenige, welches sie fast zur selben Zeit, wie das eben erwähnte feiern. Es werden die Gebeine jener Verstorbenen ausgegraben, welche bereits ein Jahr lang, nämlich seit dem letzten Nordostmonsun auf einen besondern Begräbnißplatz, Cuhucupa¹ genannt, in der Erde lagen. Hierauf bringen sie dieselben in eine Hütte, setzen sich im Kreise herum und schreien und heulen wie am Sterbetag des Verbliebenen. Während dieser Trauerscene wird gewöhnlich dem Todtenschädel eine brennende Cigarre in das knöcherne Gebiß gesteckt und dieser sodann wieder begraben. Die Gebeine aber werden ins Meer oder tief in den Wald geworfen und gleichzeitig als Zeichen der Trauer

¹ Dieser Begräbnißplatz befindet sich dicht in der Nähe eines kleinen Dorfes an der Nordostseite der Insel und die Gräber erscheinen durch eine Anzahl runder, 3 bis 4 Fuß aus der Erde ragender Holzpfeile bezeichnet, welche mit allerhand bunten Stoffen und Bändern verziert sind.

eine Anzahl Kokospalmen umgehauen und deren Früchte nach allen Winden zerstreut. Sie wollen dadurch wahrscheinlich das Ueberwältigende ihres Schmerzes, den Lebensüberdruß, die Gleichgültigkeit selbst für die kostbarste Naturgabe andeuten und würden sich in der That eines ihrer wichtigsten Nahrungsmittel berauben, möchte es sich bei der Leichtigkeit der Verbreitung dieser Seeuferpalme nicht fügen, daß die im Kummer gleichgültig zerstreuten Nüsse rasch Wurzel schlagen und in wenigen Jahren als nahrungsspendende Waldzierden sich wieder erheben!

Zu allen diesen Festen versammeln sich die Eingeborenen aus den verschiedenen Dörfern und verbringen dann Tage und Wochen mit einander. Frühere Besucher von Kar-Nikobar geben die daselbst befindlichen Dörfer nur auf sechs oder sieben an. Die Eingeborenen nannten uns jedoch die Namen von folgenden dreizehn Dörfern: Arrong (oder Arrow), Sáiui, Moose, Lapáte, Kimmái, Tapóimai, Tschutttschuitsche, Kinkúrka, Tamálu, Páka, Malakfa, Komios und Kanténa, welche indeß zusammen kaum mehr als 100 Hütten und 8 bis 900 Einwohner zählen dürften.

Im Süden von unserm Ankerplatze trafen wir einen kleinen Fluß, der sich nahe der Mündung am Strande in eine Sandbarre verliert. Einige Expeditionsmitglieder versuchten in einem ganz kleinen flachen Boote,¹ welches über die Barre gebracht wurde, diesen Fluß hinaufzurudern. Derselbe hatte anfänglich eine Tiefe von 2½ Fuß und eine Breite von ungefähr 36 bis 40 Fuß; seine Richtung war in zahlreichen Schlangenwindungen eine ost-süd-östliche. Der Wald zeigte rings umher ein Bild, von dessen Wunderlichkeit phantastische Theaterdecorationen vielleicht am ersten eine dunkle Ahnung geben dürften. Am steilen Flußufer erhob sich die nahezu 100 Fuß hohe, schlanke Nibongpalme mit ihren Blüthen und Fruchtbüscheln sowohl am Schafte als unterhalb der Krone, und neben ihr die zierliche Catechupalme. Riesige Bäume mit niedern, dicken Stämmen wölbten ihre schattigen Laubkronen über den Fluß, Pandanen hoch auf gerüstartigen Wurzelstöcken ruhend, spiegelten sich auf der glatten Wasserfläche, Bambusgebüsch belebt von Schmetterlingen, nymphäenartige Wasserpflanzen, grüne Algenbänke, baumartige Farren mit unbeschreiblich zierlichen Kronen vereinigten sich zu einem Vegetationsbild der üppigsten Fülle im Wasser, am Ufer und in den Lüften. Ueberall hing es

¹ Zum Bugen des Kupferbeschlages oder der sogenannten „Haut“ am äußeren Theil des Schiffes verwendet.

herab in Blättern und Blüthen, in dicken und dünnen lebenden Tauen, und eine Riesenguirlande von Schlinggewächsen und Kletterpflanzen zog sich im hohen Bogen über das fließende Element, umschlungen und umwunden von tausend grünen und blühenden Schmarozern! Und aus dem geheimnißvollen Dunkel ließen sich Thierstimmen der seltsamsten Art vernehmen, ohne daß es möglich gewesen wäre die lauten Schreier selbst zu erspähen. Im Wasser, das ganz süß schmeckte, wimmelte es von 1 bis 4 Zoll langen Fischen. Nach einer Fahrt von ungefähr $1\frac{1}{2}$ Seemeilen stromaufwärts verhinderten Stromschnellen und Felsen ein weiteres Vorwärtskommen; der Fluß hatte nur mehr eine Breite von 12 Fuß. Weiter nach Osten befindet sich ein ähnlicher Fluß, der aber weniger Wasser führt und an seiner Mündung noch mehr versandet und unzugänglich ist.

Als wir bereits sechs Tage an der Nordwestküste von Kar-Nikobar vor Anker lagen und uns eben wieder zu einer mühevollen Wanderung durch seine fast undurchdringlichen Wälder anschickten, gewahrten wir plötzlich am fernen Strande zwei Männer in europäischer Kleidung, mit Flinten über die Achsel gehängt, welche, begleitet von einem Troß nackter Eingeborenen, auf uns zukamen. Einer derselben, ein hübscher, stattlicher junger Mann von ungefähr 20 Jahren, redete uns französisch an und sagte er sei Supercargo der sardinischen Brigg Giovannina aus Singapore und auf der Südseite der Insel mit einer Ladung von Kokosnüssen beschäftigt. Die Eingeborenen waren über die Ankunft eines Kriegsschiffes dermaßen beunruhigt, daß sie laut schrien, es sei ein Piratenschiff angekommen, welches sie alle berauben und vernichten wolle, und die Vielgeängstigten baten daher die einzigen Weißen, welche sich zufällig unter ihnen befanden, bewaffnet nach der nördlichen Seite der Insel, wo der gefürchtete Kolos vor Anker lag, aufzubrechen, um sich wenigstens über das ihnen bevorstehende Schicksal Gewißheit zu verschaffen. Im Laufe des Gespräches, welches sich hierauf zwischen den beiden Fremden und uns entspann, erfuhren wir, daß der Supercargo ein in St. Denis auf der Insel Bourbon geborener Franzose Namens August Tigard, und dessen Begleiter ein Sarde sei. Beide waren bei der ersten Begegnung ungemein befangen und bleich, wahrscheinlich aus Freude und Ergriffenheit sich auf einem so einsamen Punkte ganz unverhofft mit Weißen zusammen zu finden; bald aber fühlten sie sich sehr behaglich, besuchten die Fregatte, wurden mit Kleidern, Medicinen und Wein beschenkt und waren

uns später in dem Verkehr mit den Eingeborenen von mehrfachem Nutzen. Tigarb bemerkte, daß das Zuckerrohr, welches schon jetzt im wilden Zustande auf der Insel wächst, nach seinen persönlichen Erfahrungen mit großem Vortheil für Zuckererzeugung gebaut werden könnte, so wie, daß Tabak, Baumwolle und Reis vortrefflich gedeihen würden.

Gegenwärtig ist die Kokospalme die einzige Pflanze, welche von den Bewohnern von Kar-Nikobar gepflegt wird. Sie liefert ihnen Alles, was sie zur Wohnung und Speise, zum Hausgeräth und zum Verkehr mit fremden Völkern bedürfen. Der 60 bis 100 Fuß hohe, 2 Fuß dicke Stamm dieser schlanken Säule mit ihrem wiegenden grünen Blätterdache ist zwar porös und schwächig, aber doch fest und stark genug, um Balken, Latten und Masten für Hütten und Boote zu geben. Die Fasern der Rinde und der Nußschale (im Handel unter dem Namen Coir vorkommend) liefern Tauwerk und Stricke; die bis zu 3 Fuß breiten, 12 bis 14 Fuß langen mächtigen Wedel ihrer Krone dienen zur Dachbedeckung, zu Flechtwerk und Körben. Der Saft der kopfgroßen, eiförmigen, dreikantigen unreifen Nuß läßt die Eingeborenen den Mangel an genießbarem Quellwasser nicht im Geringsten empfinden und ist der einzige Trank, welcher den Wanderer in dieser Waldwüste labt und erfrischt. Immer ergriff uns ein Gefühl des innigsten Dankes gegen eine gnadenreiche Natur, so oft uns, von mühsamer Wanderung ermattet und durstend, ein gastlicher Eingeborener eine grüne Kokosnuß, jene vegetabile Quelle des Tropenwaldes, zur Erquickung darreichte.¹ Der wohlgetrocknete ausgepreßte Kern der reifen Nuß liefert ein starkes, reines, geschmackloses Del, welches den Eingeborenen zum Salben der Haut und der Haare dient und gleichzeitig in der europäischen Industrie eine so wichtige Rolle spielt, daß jährlich über 5 Millionen Stück reifer Kokosnüsse durch fremde Kaufleute gegen europäische Fabricate eingetauscht und ausgeführt werden. Die harte Kokoschale ist das einzige Trinkgefäß der Nikobarer und der kühlende belebende Saft, den man der unentfalteten Palmenblüthe

¹ Man pflegt den flüssigen Inhalt der grünen unreifen Kokosnuß gemeinhin Kokosmilch zu nennen; allein es ist weit mehr ein klares, lieblich mundendes Wasser, das weder durch seine Farbe noch durch seinen Geschmack an Milch erinnert. Diese wird erst aus dem weißen, süßen, festen Mandelkern der reifen Nuß gewonnen, der selbst außerordentlich nahrhaft und die tägliche Speise der Eingeborenen ist. Am Bord der Fregatte versuchten wir Monate lang, die aus dem Kern der reifen Kokosnuß gewonnene Flüssigkeit in Ermangelung von Kuh- oder Ziegenmilch zum Thee und Kaffee zu benützen, und fanden dieselbe so vortrefflich, daß wir animalische Milch nur wenig vermischten.

mittelfst Einschnitte in die Scheide abzapft, ist zugleich das einzige Getränk, welches die Eingeborenen zu bereiten verstehen. In Gährung gebracht, scheint dasselbe von ähnlicher berauschender Wirkung, wie die Chicha der Indianer Amerika's. Auch hier machten wir, wie schon früher bei andern halbwilden Völkern die Bemerkung, daß der Hauptnahrungsstoff der Eingeborenen gleichzeitig zur Bereitung ihres Luxusgetränkes Verwendung findet; und wie dem Indier der Reis, dem Afrikaner die Zucca und Yamswurzel, dem Südsee-Insulaner die Kawa, dem Mexikaner der Mais und die Agave, so dient dem Nikobarer die Kokosnuß eben so zur Befriedigung seines ersten Bedürfnisses, wie bei Festen zur künstlichen Erregung seiner Sinne.

Am 27. Februar in den Abendstunden, nach einem siebentägigen Aufenthalt auf der Nordseite von Kar-Nikobar, welcher zu den verschiedensten wissenschaftlichen Arbeiten verwendet worden war, setzten wir wieder unter Segel und ließen am darauffolgenden Morgen an der Südseite der nämlichen Insel in der Nähe des Dorfes Rómios den Anker fallen. Die Strömung macht hier, so lange die Fluth dauert, drei Meilen in der Stunde, nach Ost-Südost, während sie bei eintretender Ebbe umsetzt, und dann eine weit geringere Geschwindigkeit hat. Die Landungsplätze sind an der Südseite der Insel, welche sich von der Nordspitze durch reichere Vegetation auszeichnet, sehr schwierig aufzufinden, indem fast allenthalben Riffe und Korallenbänke vom Strande weit in die See hinein ragen, so daß man sich beim Umschiffen des Caps stets auf eine ziemlich große Distanz vom Lande halten muß.

Während wir die Ostküste entlang segelten, konnte man durch das Fernrohr bei dem aus 8 bis 10 Hütten bestehenden Dorfe Lapáte eine große Menge von Weibern und Kindern wahrnehmen, welche in ängstlicher Hast zwischen den Hütten hin und her liefen und sodann schnell im Walde verschwanden. Es waren offenbar Flüchtlinge von der Nordseite, welche nun mit den weiblichen Eingeborenen von der Ost- und Südseite abermals in den Wald sich retteten, als sie den gefürchteten schwimmenden Riesen sich nähern sahen. Ein blendend weißes Gestade von Korallensand, übersäet mit Tausenden lebendigen Muschelschalen, die mit ihren usurpatorischen Bewohnern, den merkwürdigen Bernhardskrebse, alle laufen können, traurige Mangrove-sümpfe und ein prachtvoller, hochstämmiger Wald, durch den ein schmaler Fußpfad führte, war alles, was die flache Küste unsern Blicken bot. Der schon erwähnte Franzose hatte zwar die Eingeborenen auf unsere Ankunft

vorbereitet und ihnen unsere friedlichen Absichten zu erklären versucht, allein es half nichts, der größte Theil der Bevölkerung war entflohen und nur Hunde und wehrfähige Männer waren zurückgeblieben. Auch hier bekamen wir keine Frauen zu sehen. Indeß erzählte uns Mr. Tigard, welcher seit mehreren Wochen im Dorfe Rangkéna lebte und den die Eingeborenen bereits als einen der Ihrigen betrachteten, daß die Nikobarerinnen die Haare ganz kurz geschoren haben und auf ihren braunen mit Del gesalbten Körper bloß um die Lenden ein Stück weißen oder rothen Calico winden; sie sollen nicht schön aber tugendhaft sein und die Europäer den Eingeborenen gegenüber als eine niedrigere Race betrachten.

Als wir in der Nähe des Dorfes Kómios, in der sogenannten Kómios-bucht (nach unsern Beobachtungen $9^{\circ} 7' 32''$ nördl. Br. und $92^{\circ} 43' 42''$ östl. L. von Greenwich), ans Land stiegen, kamen zahlreiche männliche Eingeborene aus dem Walde auf uns zu, von denen sich besonders ein gewisser Capitän Wilkinson durch Intelligenz, Anstand und Zutraulichkeit hervorthat. Derselbe wußte uns so Manches über die südlicher gelegenen Inseln des Nikobaren-Archipels zu erzählen, mit welchen die Bewohner der Südküste mehr Verkehr als jene der Nordseite zu unterhalten scheinen. Während des Nordostmonsuns sollen zuweilen Canoes von hier nach den Inseln Tereffa, Bampoka und Tschaura gehen. Wilkinson besuchte selbst einmal mit der Barke Cäcilia aus Moulmein diese Inseln, um Kokosnüsse zu holen. Auf Tereffa benahmen sich jedoch die Eingeborenen so feindlich gegen den Capitän der Barke, daß Wilkinson rieth, die Insel unverweilt wieder zu verlassen, noch ehe die beabsichtigte Ladung von Kokosnüssen ausgeführt war.

Ein anderer englischer Capitän, Namens Iselwood, soll einmal Leute aus Tereffa nach Kar-Nikobar gebracht und wieder nach der ersten Insel zurückgeführt haben. Ein beständiger Verkehr aber zwischen Kar-Nikobar und den übrigen Inseln des Archipels besteht nicht. Die Fahrzeuge der Eingeborenen sind viel zu klein und ungeeignet, um daß ohne besonders wichtigen Anlaß, wie z. B. um Töpferwaaren von der Insel Tschaura zu holen, wo diese allein im ganzen Archipel fabricirt werden, Fahrten in größere Entfernungen unternommen würden.

Der Franzose Tigard behauptete, es lebe im Munde der Eingeborenen die Sage, daß sich im Innern der Insel eine andere Menschenrace bloß mit

einem Auge mitten auf der Stirne besinde, welche keine festen Wohnsitze habe, die Nächte gleich Thieren auf Bäumen zubringe und sich blos von den Früchten und Wurzeln des Waldes nähre. Diese Sage kann sich um so leichter unter den Eingeborenen erhalten, als wohl kein Einziger derselben noch das Innere der Insel besucht hat. Alle Dörfer liegen am Ufer, in der Region der Kokospalme, so weit der Korallensand reicht. Hier findet der frugale Eingeborene zugleich alles, was er zur Befriedigung seiner äußerst geringen Lebensbedürfnisse bedarf. Die Kokospalme und der Pandanus, deren Früchte seine Hauptnahrung bilden, so wie der Betelstrauch und die Arecaspalme, welche das beliebte Raummittel liefern, wachsen hier, und der Korallensand, aus dem der vortrefflichste Kalk für Bauzwecke erzeugt werden könnte, dient ihm blos zur Gewinnung jener zahnfeindlichen Ingredienz, welche dem Betel erst die rechte Würze verleiht. Kein einziger der Eingeborenen wußte uns über das Innere der Insel, die noch immer eine undurchdringliche Wildniß ist, eine nähere Auskunft zu geben. Aus einer flüchtigen Bemerkung Wilkinson's entnahmen wir, daß während des Südwestmonsuns auf Kar-Nikobar zuweilen Erdbeben vorkommen und diese vulcanische Erscheinung auf der Nachbarinsel Bampoka noch häufiger ist. Trotz einer fast erdrückenden Hitze, welche die Quecksilbersäule im Schatten bis auf 30° Celsius steigen ließ, versuchten doch einige Mitglieder der Expedition im Sumpfwalde der Küste mit unbeschreiblicher Anstrengung zu jagen, und brachten eine zwar an Zahl geringe, aber höchst werthvolle Beute zurück.

Ein ziemlich betretener Fußpfad führte mitten durch den Wald, die südliche Ecke der Insel abschneidend, an die Westseite. Die Eingeborenen hatten uns vergebens mit den üblichen Mahnworten abzuhalten gesucht, diesem Pfade zu folgen, indem sie vorgaben, daß wir hier „im Dschungel“ kämen, der voll giftiger Schlangen sei; es half nichts, wir wollten einmal tiefer hinein in den Wald gelangen. Ein junger Nikobarer, vom schönsten ebenmäßigen Körperbau, war uns lange Zeit gefolgt, mit einem Male aber seitwärts im Dickicht verschwunden. Wir wanderten im tiefsten Schatten fort, zwischen kolossal hohen Banyanenbäumen und Stämmen mit gewaltigen Mauernwurzeln, von deren Kronen Lianen von allen Größen und Dimensionen herabhingen, an welchen man wie an Tauen zur Höhe klettern konnte; zwischen Bäumen mit glatter, sauberer und anderen mit narbiger, zerrissener Rinde, die mit zahllosen Schmarozerpflanzen dicht bedeckt waren. Große

Krabben mit feurig rothen Scheren und einem Leibe vom schönsten Blauschwarz, liefen vor uns in ihre Verstecke im Boden des Waldes. Rechts und links rauschte es im dürren Laube von Eidechsen, in den Kronen imposanter Waldbäume muscirten Cicadenschwärme, während grüne, rothwangige Papageien freischend von Baum zu Baum flogen, und von den Nestern und Zweigen der Ruf des Mainavogels und der dumpfe Lockton der großen nikobarischen Taube ertönte. Wie ferner Donner wurde die Brandung allmählig neuerdings hörbar, einzelne Kokospalmen und Pandanen mischten sich unter die Laubbäume, wir standen wieder an der Küste.

Am selben Tage gegen vier Uhr Nachmittags verließ die Fregatte die Südküste von Kar-Nikobar und steuerte gegen das ungefähr 21 Seemeilen in südsüdöstlicher Richtung entfernte Eiland Batte-Malve, bei dem wir den ganzen folgenden Tag kreuzten, ohne in Folge schwacher Brise und heftiger



Batte-Malve.

Gegenströmung so nahe zu kommen, um zur genauern Untersuchung desselben ein Boot aussetzen zu können. Batte-Malve ist eine kleine, ungefähr zwei Meilen lange völlig unbewohnte Insel, deren Form nahezu viereckig zu sein scheint; der obere Theil derselben ist dicht bewaldet; der höchste Punkt dürfte 150 bis 200 Fuß erreichen. Gegen Nordwesten verslacht sich die Insel etwas gegen die Küste zu, während auf der Westseite, so wie gegen Süd und Südost die Felsen steil gegen das Meer abfallen. Nach den von uns angestellten Beobachtungen ergibt sich in der Länge, wie selbe durch die Officiere der Corvette *Galathea* bestimmt worden war, ein Unterschied von zehn Seemeilen.

In den Frühstunden des 3. März sahen wir noch im Nordwesten Batte-Malve, während in südöstlicher Richtung in einer Entfernung von acht bis zehn Seemeilen bereits die Inseln Tereffa, Tschaura und Bampoka sichtbar wurden. Vom Großmast aus vermochte man auch die mehr

östlich gelegene Insel Tillangschong wahrzunehmen, nach welcher unser Kurs gerichtet war.

Am folgenden Morgen, 4. März, befanden wir uns bereits ganz nahe ihrer Nordostspitze. Wind und Wetter waren ungemein günstig, ein Ausluger stand auf dem Fockmast, das ausgeworfene Senkloth gab mit vierzig Faden noch keinen Grund, das Wasser hatte die blaue Farbe der tiefen See. Wir mochten uns gefahrlos der Küste nähern und segelten nun bis auf kaum 100 Fuß Entfernung nach der oktaëdrischen Felsklippe, welche sich an der Nordspitze der Insel gleich einem Fort erhebt. Sodann wendeten wir mit der Fregatte und liefen in Lee der Insel an ihrer Westküste von Nord nach Süd, immer nur in einer Entfernung von ungefähr 100 bis 200 Fuß vom Ufer, derart, daß man vom Deck das steil aufsteigende Land fast mit den Händen erreichen zu können glaubte, und jeden Stein und jeden Strauch zu unterscheiden vermochte. Nur ein schmales Felsband über der Brandung erscheint vegetationslos, sonst ist die ganze Insel mit dichtem Urwalde bedeckt, über dem 400 bis 600 Fuß hohe, steile Kuppen ragen. Es war eine unvergeßlich reizende Fahrt längs der gebirgigen Küste, deren romantische Naturschönheiten wie grüne Wandelbilder vor unsern Blicken vorüberzogen. Das Meer war so ruhig und glatt, daß man auf einem Fluß zu segeln meinte. Endlich öffnete sich eine kleine sandige Bucht, in welcher einige Kokospalmen uns entgegenblickten. Das Loth ergab einen guten Grund, der Anker fiel.

Ein Seitenboot führte die mit den astronomischen Arbeiten betrauten Officiere so wie die Naturforscher ans Land. Nur mit größter Mühe war es möglich durch die Brandung zu kommen und hinter einem Riffe anzulegen, von dem aus man mittelst eines Sprunges das Ufer erreichen mußte. In dem Theile, wo wir landeten (von uns Morrokbucht genannt und nach unseren Beobachtungen $8^{\circ} 32' 30''$ nördl. Br. und $93^{\circ} 34' 10''$ östl. L. von Greenwich), war die Insel hauptsächlich mit Laubholz bedeckt. Nur am Ufer traten einige Kokospalmen auf. Obschon zur Zeit unseres Besuches unbewohnt, zeigten doch die Spuren verlassener Feuerplätze, zerhauener Kokosnüsse u. s. w., daß Menschen diese Insel zeitweilig zu ihrem Aufenthalte wählen, wennschon die Angabe mehrerer Schriftsteller, als sei Tillangschong das Sibirien der nikobariischen Verbrecher, nur auf einer mißverständenen Aeußerung der Eingeborenen oder einem abenteuerlichen Einfall beruhen kann.

Es scheint, daß die Bewohner von Tschaura und Bampoka zuweilen auf diese Insel kommen, um Kokosnüsse und Pandanusfrüchte hier zu sammeln. Mit vieler Anstrengung drangen wir längs Rinnsalen, über welche während der Regenzeit Bergwässer mit großer Gewalt herabstürzen müssen, durch eine dichte Colonie von Pandanen in den eigentlichen Hochwald, der überreich an den mannigfaltigsten Repräsentanten der Tropenzone war. Den Botanikern lieferte er eine Menge interessanter Pflanzen und Hölzer, den Jagdfreunden zahlreiche Vögel und namentlich so viele Tauben, daß sämtliche Tischgesellschaften am Bord reichlich damit versorgt werden konnten.

Gegen Sonnenuntergang waren wir wieder auf der Fregatte zurück und die Anker wurden neuerdings gelichtet, jedoch hielten wir uns des Nachts



Tillangschong.

über so nahe der Nordseite der Insel, daß am nächsten Morgen ein gut-bemanntes und wohlversorgtes Boot mit einem Officier ausgesandt werden konnte, welcher den Auftrag erhielt, die Nordspitze zu umfahren, mit dem Stampfer'schen Nivelirinstrumente, welches sich während der Reise bereits wiederholt vortrefflich bewährt hatte, die Ost- und Nordseite der Insel aufzunehmen und an der Südseite derselben wieder mit uns zusammen zu treffen. Einer der Zoologen, dem die kleine Expedition eine günstige Ausbeute an niederen Seethieren zu versprechen schien, schloß sich derselben an. Die Fregatte fuhr inzwischen an der Westseite gegen Süden. Die Vegetation sah von der Ferne völlig europäisch aus. Die Hügel zeigten abwechselnd eine Höhe von 250 bis 300 Fuß. Nach der Richtung der Baumsflora zu

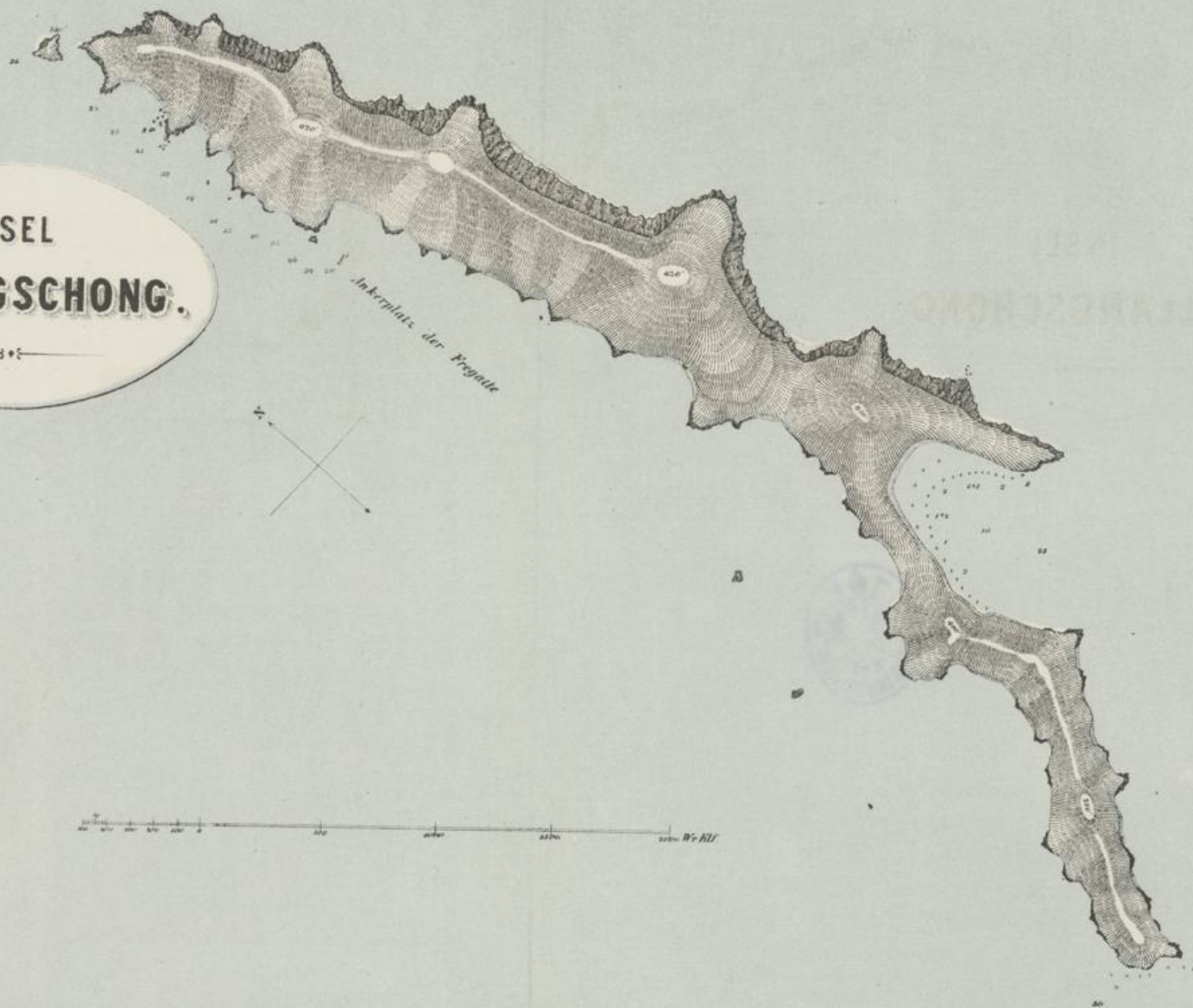
INSEL
TILLANGSCHONG.

— 30° —

Ankerplatz der Pegede

0 100 200 300 400 500 600 700 800 900 1000

10000 Fuß



urtheilen, scheint der Südwestmonsun große Verheerungen anzurichten. Allenthalben längs der Küste, namentlich aber an der Südseite, kam das wenig Fruchtbarkeit bekundende Serpentinegestein zu Tage. Die Kokospalme fehlte an vielen Punkten gänzlich, und schon dieser Umstand muß die Besiedlung einer Insel für einen Volksstamm wenig verlockend machen, dem alle übrigen Naturschätze, besonders aber ihr Reichthum an Nußhölzern völlig unbekannt und werthlos erscheinen.

Nähe der Südspitze wurden wir plötzlich durch die veränderte Farbe des Meeres überrascht, welche das Vorhandensein einer Sandbank vermuthen ließ. Das zum Lothen ausgesandte Boot fand indeß mit 45 Faden noch keinen Grund. Dagegen war das Wasser mit einer ungeheueren Menge von Crustaceen und kleinen bräunlichen, zuweilen in Büschel zusammengehaltenen Fäden von $\frac{1}{4}$ bis 1 Linie Länge bedeckt, welche dasselbe trüb und schmutzig machten und die anfangs so befremdende Erscheinung leicht erklärten. Gegen fünf Uhr Abends passirten wir die Südspitze der Insel und entdeckten später an der Südostseite eine gut geschützte Bucht.

Große Besorgniß erfüllte uns, als die Sonne unter sank und das nach der Nordseite geschickte Boot noch immer nicht zurückgekehrt, ja nicht einmal in der Entfernung sichtbar war. Bei völlig eingetretener Nacht wurden an Bord der Fregatte mehrere Blaufeuer abgebrannt, von denen endlich das dritte von der Mannschaft des Bootes, das ebenfalls einige Blaufeuer mitführte, erwiedert wurde. Dasselbe schien auf der Fahrt nach der Fregatte begriffen zu sein. Allein Stunde um Stunde verging, ohne daß dasselbe näher kam und alle späteren Blaufeuersignale blieben unerwiedert. So kam der Morgen heran und noch immer war kein Boot in Sicht.

Gegen halb acht Uhr früh endlich wurde das ersuchte kleine Fahrzeug in einiger Entfernung wahrgenommen und eine halbe Stunde später legte es glücklich an der Fregatte an. Die beabsichtigten Arbeiten konnten in Folge der großen Schwierigkeit des Landens nur theilweise ausgeführt werden. Von der Nacht überrascht, war es nicht mehr möglich gewesen die mindestens zehn Seemeilen entfernte Fregatte zu erreichen, und die kleine Bemannung sah sich daher genöthigt in der Nähe der Küste zu ankern und im Boot den Morgen und sein Licht abzuwarten. Daß die späteren Blaufeuersignale nicht mehr erwiedert wurden, lag bloß in dem Mangel an Leuchtstoff, der theils schon verbraucht, theils feucht geworden war.

Wir steuerten nun dem Nangkauri-Hafen zu. Die Nordseite der Insel Kamorta lag ganz in Sicht und rückte, wie wir ruhig auf glatter See dahin fuhren, langsam näher; ein flachhügeliges Land, das, trotz seiner Urwüchsigkeit durch die Abwechslung von Wald und Grasflächen am weißen Korallensand, umgrenzt von Kokospalmen, ein fast parkähnliches Ansehen hatte. Allmählig trat die äußerst flache, an Kokospalmen und eßbaren Seegurken (Holothurien) reiche Insel Trinkut hervor, welche vor dem Eingange des Hafencanals zwischen Kamorta und Nangkauri liegt. Unsere Fahrt, an einem heiteren Abend, bei einer sanften Brise, die uns langsam aber sicher vorwärts brachte, war in der That außerordentlich genussreich. Der niedere Strand von Trinkut glänzte blendend weiß hervor unter dem dunkelgrünen Laubdach, indeß hell schäumende Wellenmauern, an den Korallenriffen brandend, sich weithin in das sonst spiegelglatte Meer zogen, welches kaum merkbar wie in tiefen ruhigen Athemzügen auf- und abwogte. Zur Linken lag das waldige Nangkauri. Zu beiden Seiten auf Kamorta und Nangkauri kamen Hütten und Dörfer am Strande zum Vorschein, von welchen zahlreiche Eingeborene in Canoes auf die Fregatte zuruderten, sich aber fortwährend in sehr respectvoller Entfernung hielten und uns bloß wie ein Beobachtungsgehwader folgten. Rechts erblickte man noch durch den Canal zwischen Trinkut und Kamorta das einsame Felseniland Tillangschong. Alle Küsten und der ganze Horizont wiederstrahlten von einer wunderbaren Fata Morgana. Die südlichsten kleinen Felsenklippen von Tillangschong schienen ganz in der Luft zu schweben; die Küstenecken von Trinkut und Kamorta zeigten keilsförmige Lusteinschnitte am Meereshorizont; auf diesen selbst tanzten die brandenden Wellengipfel in der Luft; die Canoes der Eingeborenen spiegelten sich nach abwärts und die darin sitzenden Gestalten waren dadurch nach unten so verlängert, daß man glauben konnte, Riesen gingen auf der Meeresfläche einher.

Als wir in dem großen Hafen bei dem Dorfe Malakka vorbeisegelten und das ausgeworfene Senkloth noch kurz vorher dreiundzwanzig Faden Tiefe angezeigt hatte, wurde bald darauf vom Ausluger eine Untiefe gemeldet. Trotz des sogleich vorgenommenen Manövers war dieselbe nicht mehr ganz zu vermeiden und die Fregatte lehnte sich mit dem Vordertheile auf Backbord oder der linken Seite an die Bank. Obschon gerade Ebbe war, so zeigte sich doch vor- und rückwärts der Fregatte tiefes Fahrwasser und es wurde nun versucht, durch ein Springtau das Schiff wieder flott zu machen,

was auch in der That rasch gelang, so daß gerade mit Sonnenuntergang gegenüber dem Dorfe Itôe auf der Insel Mangkauri in sicherem Grunde geankert werden konnte. Da lagen wir nun in einem so ruhigen Wasserbecken, wie noch niemals früher auf der ganzen Reise, umgeben von dunklem Urwald, aus dem das unheimliche Geschrille der Cicaden und der dumpfe Ruf der großen nikobarischen Walddauben bis aufs Schiff herüberkündete. Sonst lautlose Stille. Nicht die leiseste Bewegung, weder in der Luft noch an der Wasseroberfläche. Obgleich wir auf Kar-Nikobar bei unseren Excursionen große Hitze zu erdulden hatten, so wurde doch hier erst die drückende, erschöpfende Schwüle der mit Wasserdämpfen gesättigten Tropenluft in ihrer ganzen Qual fühlbar. Das Thermometer hielt sich fortwährend auf 29 bis 30° Celsius und selbst in den Blüthen, durchschnittlich noch wärmer als die Luft, war keine rettende Kühlung zu finden. Von allen Seiten eingeschlossen und die wohlthätig segende Seebreeze oft wochenlang entbehrend, schien es fast ein unlösbares Räthsel, wie dieser Hafen immer wieder von Neuem zu Ansiedlungszwecken von deutschen und dänischen Missionären gewählt werden konnte, wenn nicht seine gesicherte Lage, die Lieblichkeit der ihn umgebenden Hügellandschaft und seine zahlreichen natürlichen Grasflächen den Schlüssel dazu liefern würden.

Gleich am Morgen nach unserer Ankunft unternahmen wir eine kleine Reconnoissance des Terrains, um zu bestimmen, was unter den herrschenden Umständen auszuführen, und was bei der Kürze unseres Aufenthaltes ein für allemal aufgegeben werden mußte. Unser erster Besuch galt dem Dorfe Itôe, welches dem Ankerplatze der Fregatte gerade gegenüber lag. Die Eingeborenen hatten sich sämmtlich in den Wald geflüchtet und nur ihre Hunde waren zurückgeblieben, welche bei unserer Ankunft ein furchtbares Geheul erhoben. Die wenigen Hütten sahen eben so ärmlich als erbärmlich aus; sie waren dicht am Kokoswald angebaut, so daß nicht der geringste freie Raum zwischen Hütten, Wald und Vegetation übrig blieb und der freie Durchzug der Luft völlig gehemmt wurde. Vor dem Dorfe war eine Anzahl Bambusstangen mit großen Büscheln flatternder Bänder am oberen Ende ins Wasser hinausgesteckt, in der Absicht, die allenfalls sich nahenden bösen Geister zu vertreiben und ins Meer zu jagen. Im Innern der auf sechs bis acht Pfählen erbauten Hütten, von weit schlechterer Construction wie auf Kar-Nikobar, war eine große Anzahl roh geschnitzter Figuren von allen möglichen Größen, in den verschiedensten Posituren an Schnüren aufgehängt, welche von dem

Aberglauben der Bewohner das unverkennbarste Zeugniß gaben. Wir hatten diese Art Teufelscheucher auf Kar-Nikobar niemals gesehen, auch nicht davon sprechen gehört. Ganz dicht bei den Hütten befand sich der Begräbnißplatz. Auf einem Grabe, das ganz frisch zu sein schien, war ein geschmückter Pfahl aufgerichtet, mit zahllosen flatternden weißen und blauen Streifen, an dem man verschiedene Aexte, Feilen, Stangen, Nägel und andere Arbeitswerkzeuge und Geräthe des Verstorbenen aufgehängt hatte, so daß das Ganze einem Trödlerkram weit ähnlicher sah, als einer Grabstätte.

Von Itóe fuhren wir nach dem Monghata-Hügel auf der, Mangkauri gegenüber liegenden Insel Kamorta. Hier war es, wo Pastor Rosen im Jahre 1831 die beabsichtigte Ansiedlung gründen wollte. Derselbe hätte keinen ungünstigeren Punkt wählen können, indem die Umgebung theils dichtester Urwald, theils Mangrovejumpf ist. Die gelichteten Stellen sind mit mannhohem Palanggras (*Saccharum Koenigii*) überwuchert, welches hier gemeiniglich auf jedem verlassenen Culturfleck folgt und nur sehr schwer wieder ausgerottet werden kann. Von dem kaum zweihundert Fuß hohen Hügel steigt man auf einer kleinen Fußspur in die Ulála-Bucht hinab, deren Ufer mit fast undurchdringlichem Mangrovedickicht bewachsen sind und einen höchst traurigen, düsteren Anblick darbieten.

Unser nächster Ausflug war nach dem Dorfe Enúang oder Enong, wo zwei malaiische Fahrzeuge (Prahus) aus Pulo Pinang unter englischer Flagge mit malaiischer Mannschaft vor Anker lagen, um reife Kokosnüsse, eßbare Schwalbennester und Trepang zu laden. Der Capitän und ein großer Theil der Mannschaft waren fieberkrank. Der Supercargo, ein Chinese Namens Iwi-Bing-Hong, sprach geläufig englisch und war uns im Verkehr mit den Eingeborenen von mehrfachem Nutzen. Enúang ist größer als Itóe, es zählt ungefähr ein Duzend Hütten, aber sie sind sämmtlich verfallen, schmutzig und verwahrlost. In allen Hütten trafen wir eine Anzahl auf die roheste Weise aus weichem Holze geschnitzte Figuren in stehender Stellung, meist mit drohenden, kämpfenden Geberden, bestimmt die bösen Geister oder Iwi's, vor welchen die Eingeborenen große Furcht zu haben scheinen, zu vertreiben; denn es ist auf den Nikobaren einmal Sitte, alles, was sich immer ereignen mag, dem Einflusse eines bösen Geistes zuzuschreiben und gewiß hat man auch das Erscheinen der Novara im Hafen von Mangkauri der üblen Laune irgend eines Iwi zur Last gelegt. Man sieht häufig Früchte, Tabak, Betel-

blätter mit Kalk bestrichen, in kleinen Portionen auf verschiedene Punkte im Innern der Hütte hingelegt oder an der Bambusleiter, welche in dieselbe führt, aufgehängt, um den Iwi bei seiner Ankunft zu befriedigen, im Falle derselbe hungrig sein sollte. In einer der verlassenen Hütten fanden wir eine kazenähnliche Figur aus Holz geschnitzt, welcher die Eingeborenen Tabak und Kokosnüsse vorgesetzt hatten; fast alle diese Figuren waren mit Ruß und rother Farbe beschmiert, und deren Unterleib mit getrockneten, lang herabhängenden Pandanusblättern behängt.

Kein Einziger der Eingeborenen auf Enúang verstand englisch. Nur ein paar alte Männer sprachen einige Worte portugiesisch, worauf sie sich nicht wenig einbildeten. Die Portugiesen des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts scheinen die erste europäische Nation gewesen zu sein, welche mit den Nikobarern in Handelsverkehr trat. Eine Anzahl von Wörtern in ihrer Sprache, welche sich auf Gegenstände der Civilisation beziehen und bloß eine Corruption des Portugiesischen sind, wie z. B. pang (von pan, Brot), sabato, cuchillo u. s. w., deuten darauf hin. Die Eingeborenen sahen hier noch häßlicher aus als auf Kar-Nikobar, besonders das unaufhörliche Betelfauen entstellte ihren Mund auf eine furchtbare Weise. Es ist indeß unrichtig, was man von einer besonderen Substanz erzählt, mit der sie sich die Zähne färben, und welche diese fürchterliche Entartung des Mundes und Gebisses hervorbringen soll; es ist ausschließlich der übergroße Genuß des Betels (bestehend in Arecanuß, Betelblatt und Korallenkalk), welcher diese ekelerregenden Zerstörungen verursacht. Auch in dieser Ansiedlung waren alle Kinder und Frauen entflohen. Eine einzige, mit einem Malayen aus Pulo Pinang verheirathete Eingeborene, deren Mann auf einem vor Anker liegenden malayischen Schooner als Koch diente, hatte den Muth, sich uns vorzustellen. Sie war nach malayischer Sitte in Seide gekleidet, trug aber an ihrem Körper alle die unschönen Spuren nikobarischen Ursprungs.

Von Enúang besuchten wir die erste Ansiedlung mährischer Brüder, auf der schmalen Landzunge zwischen Enúang und Malakka gelegen, wo wahrscheinlich der biedere Pater Hängel gelebt zu haben scheint, dessen interessanten Bericht über seinen langjährigen Aufenthalt auf den Nikobaren wir der Güte des Dr. Rosen von der Mission mährischer Brüder in Gnadenthal in Südafrika verdanken. Jetzt ist wieder alles dichter, majestätischer Urwald; ein wundervoller Blätterdom wölbt sich gleich einem grünen

Pantheon über die Stätte der einstigen Thätigkeit aufopfernder Missionäre. Nur ein verfallener Brunnen und zerstreut umherliegende Backsteine geben noch Zeugniß davon, daß einmal eine Behausung hier gestanden. — Im Brunnen zwischen den Steinen sprossen herrliche Blümchen hervor. Der Ort heißt noch immer wie damals Tripjet oder „die Wohnung der Freunde“. Da hier in kurzer Aufeinanderfolge die meisten Brüder starben, von dreizehn nicht weniger als elf, so verlegte man die Mission nach der gegenüberliegenden Insel Kamorta, nach dem Orte Kaláha und endlich nach Kamút. Aber alle diese Punkte waren nicht günstiger gewählt als der erste. Ein Aufenthalt zwischen Sumpf und Urwald, von welchem letzteren kaum tausend Fuß im Umkreise gelichtet waren, mußte den Colonisten in kürzester Zeit verderblich werden. Im Dorfe Enúang scheint es auch gewesen zu sein, wo im Jahre 1835 der letzte Ansiedlungsversuch der beiden französischen Missionäre gemacht wurde; wenigstens sagten uns mehrere Eingeborene, die einige 30 Jahre alt sein mochten, daß sie im Knabenalter standen als die letzten Missionäre auf Mangkauri lebten. Sie erinnerten sich nur mehr, daß die riesigen Kokospalmen, welche jetzt den Wald umsäumen, damals ganz kleine Bäumchen und die einzige Vegetation waren zwischen dem Ufer und dem Missionshause. Gegenwärtig überwuchern riesige Baumwurzeln die Fundamente der frühern Ansiedlung. Die uns begleitenden Eingeborenen sprachen mit großer Achtung von den Missionären und schienen ihren Abgang zu bedauern. Manche nannten sich sogar mit Vorliebe „Christianos“, obschon sie dies nur dem Namen nach waren. Wie aus ihren Reden hervorging, müssen auf der Insel Tschaura und Bampoka zu jener Zeit viele Eingeborene getauft worden sein.

Es war eine der Bemühungen der Expeditionsmitglieder während ihres Besuches von Enúang und Malakfa ein kleines Wörterverzeichnis der Sprache der Eingeborenen zu entwerfen, und da ergab sich bald, daß dieselbe von jener der Bewohner von Kar-Nikobar trotz der Nachbarschaft der beiden Inseln gänzlich verschieden ist; selbst für Bäume und Pflanzen, für die gesiederten Bevölkerer des Waldes, wie für die Hausthiere haben die Bewohner der mittleren Inselgruppe verschiedene Bezeichnungen. Die Kokospalme und ihre edlen Früchte, der Betel und seine Ingredienzien werden hier völlig anders benannt. Das richtige Niederschreiben der einzelnen Wörter im Deutschen nach der Aussprache der Eingeborenen machte große Schwierigkeit. Es bedurfte



Crispiet (Haus der Freunde) auf der Insel Namorta.

der Arbeit von zwei Tagen, um ein Vocabularium von einigen hundert Wörtern zu Stande zu bringen. Und selbst dies wäre ohne die Beihülfe des dienstfreundlichen Chinesen Bing-Hong, welcher zwei Jahre in Pulo Pinang in die Schule gegangen war und ziemlich fertig englisch lesen und schreiben konnte, kaum möglich gewesen. Die Mißbildung ihres Mundes ist Ursache, daß die Eingeborenen die meisten Worte sehr unverständlich aussprechen; es ist mehr ein Lallen als eine Sprache. Dabei erscheint ihr Vorstellungsvermögen so wenig ausgebildet, daß man ihnen nur mit Mühe begreiflich machen kann, um was es sich eigentlich handelt. Will man z. B. das Wort wissen, was in ihrer Sprache blau bezeichnet und deutet zum besseren Verständniß auf mehrere Gegenstände von blauer Farbe, so nennen sie gewöhnlich die Gegenstände selbst und nicht deren Farbe. Man wünscht z. B. zu erfahren, wie sie in ihrer Sprache das Wort Blatt ausdrücken und deutet auf das Blatt eines nebenstehenden Baumes; die Eingeborenen aber antworten uns mit den Namen des Baumes, anstatt mit jenen des Blattes. Es scheint nicht unwichtig dieser Umstände Erwähnung zu thun, um die großen und vielfältigen Schwierigkeiten besser vor Augen zu führen, welche sich der Abfassung von Wörterverzeichnissen in Sprachen von halbwilden Völkern entgegenstellen, und dadurch die Mangelhaftigkeit eher zu entschuldigen, die solche Arbeiten zuweilen zur Schau tragen.¹

Bing-Hong lud uns zu einem Besuche auf seiner Barke ein, welche schon mehrere Monate lang im Mangkauri-Hafen vor Anker lag, um eine Ladung reifer Kokosnüsse einzunehmen, von denen ein Pikul oder 300 Stück auf dem Markte von Pulo Pinang 5½ Dollars werthen. Der freundliche Chinese erzählte, es sei gegenwärtig die am wenigsten ungesunde Jahreszeit im Mangkauri-Hafen; sobald der Südwestmonsun beginnt, fliehen alle fremden Schiffe aus Furcht vor den Krankheiten, welche mit demselben einziehen. Indesß sind Fieberanfälle das ganze Jahr hindurch an der Tagesordnung. Von der Mannschaft der Barke waren unter dreizehn Mann zehn fieberkrank, darunter der Capitän, ein Malaye. Die unordentliche Lebensweise der fremden Besucher ist an diesen häufigen Erkrankungen wohl oft noch mehr Schuld, als das ungesunde Klima. Sie lassen sich meistens unzählige Diätfehler und Sorglosigkeiten zu Schulden kommen, baden während der größten Tageshize ohne

¹ Die erwähnten, für die vergleichende Sprachforschung wie für spätere Reisende vielleicht nicht ganz werthlosen Wörterverzeichnisse finden sich am Schlusse dieses Bandes im Anhange mitgetheilt.

Kopfbedeckung, setzen sich den versengenden Strahlen der Mittagssonne aus, trinken massenhaft das Wasser der jungen Kokosnuß, essen viele fleischige Früchte, deren allzuhäufiger Genuß dem Körper des Fremdlinge nicht zuträglich ist, und schlafen auf feuchtem Boden im Freien, allen schädlichen Einwirkungen der Atmosphäre eines tropischen Urwaldes ohne den geringsten Schutz ausgesetzt. Bing-Hong zeigte uns die getrockneten eßbaren Nester der Salangan-Schwalbe¹ und bot uns ein Packetchen von ungefähr 30 Stück an. Im getrockneten Zustande sollen 72 solcher winziger Nester einen Catti oder 1 $\frac{1}{4}$ Pfund wiegen und deren Verkaufspreis 2 Rupien (2 Gulden österr. Währ.) für drei Stück minderer Sorte betragen. Die beste Qualität ist noch viel kostspieliger. Wir ließen einige dieser chinesischen Leckerbissen ganz nach der Angabe Bing-Hong's bereiten, nämlich eine Stunde lang in heißem Wasser kochen, fanden aber die gallertartige Masse völlig geschmacklos, ungefähr wie aufgelösten Gummi. Die Schwalbe, welche diese eßbaren Nester liefert, scheint indeß auf den Nikobaren kein häufiger Besucher zu sein, und die Ausbeute dieses Handelsartikels, welcher für Java und andere Sunda-Inseln eine so große Wichtigkeit besitzt, ist hier höchst unbedeutend, die Qualität eine sehr geringe.

Man hat sich lange darüber gestritten, woraus wohl das emsige Thierchen das Material für seine Nester gewinnt, und vielleicht war es gerade der Umstand, daß man dasselbe aus Theilchen von Seetang, Fischrogen und quallenartigen Seethieren zusammengetragen glaubte, welches diesen Nestern bei den chinesischen Gourmands zu solcher Berühmtheit verhalf. Ein deutscher Naturforscher, Professor Troschel in Bonn, behauptet aber auf Grund einer Analyse dieser Nester, daß die bisherige Annahme über die Bestandtheile ihres Materials irrig war und dasselbe aus nichts anderem bestehe, als aus einem dicken, zähen, aus den Speicheldrüsen abgesetzten Schleim, welche zur Zeit des Nestbaues der indischen Schwalbe zu großen weißlichen Massen anschwellen. Dieser Schleim, den man in langen Fäden aus dem Schnabel des Thieres gleichsam hervorspinnen kann, verhält sich ganz ähnlich wie Gummi arabicum. Wollen die Vögel ihr Nest bauen, so kleben sie den zu jener Zeit reichlich abgesonderten Speichel so lange an den Felsen, bis der zierliche Bau vollendet ist.

Der Geolog der Expedition unternahm eines Tages, während die Fregatte im Mangkau-Safen lag, in einem Canoe eine Fahrt längs den Küsten

¹ *Hirundo esculenta*, malayisch: salang, nikobarisch: hegái.

PLAN

des Hafens von

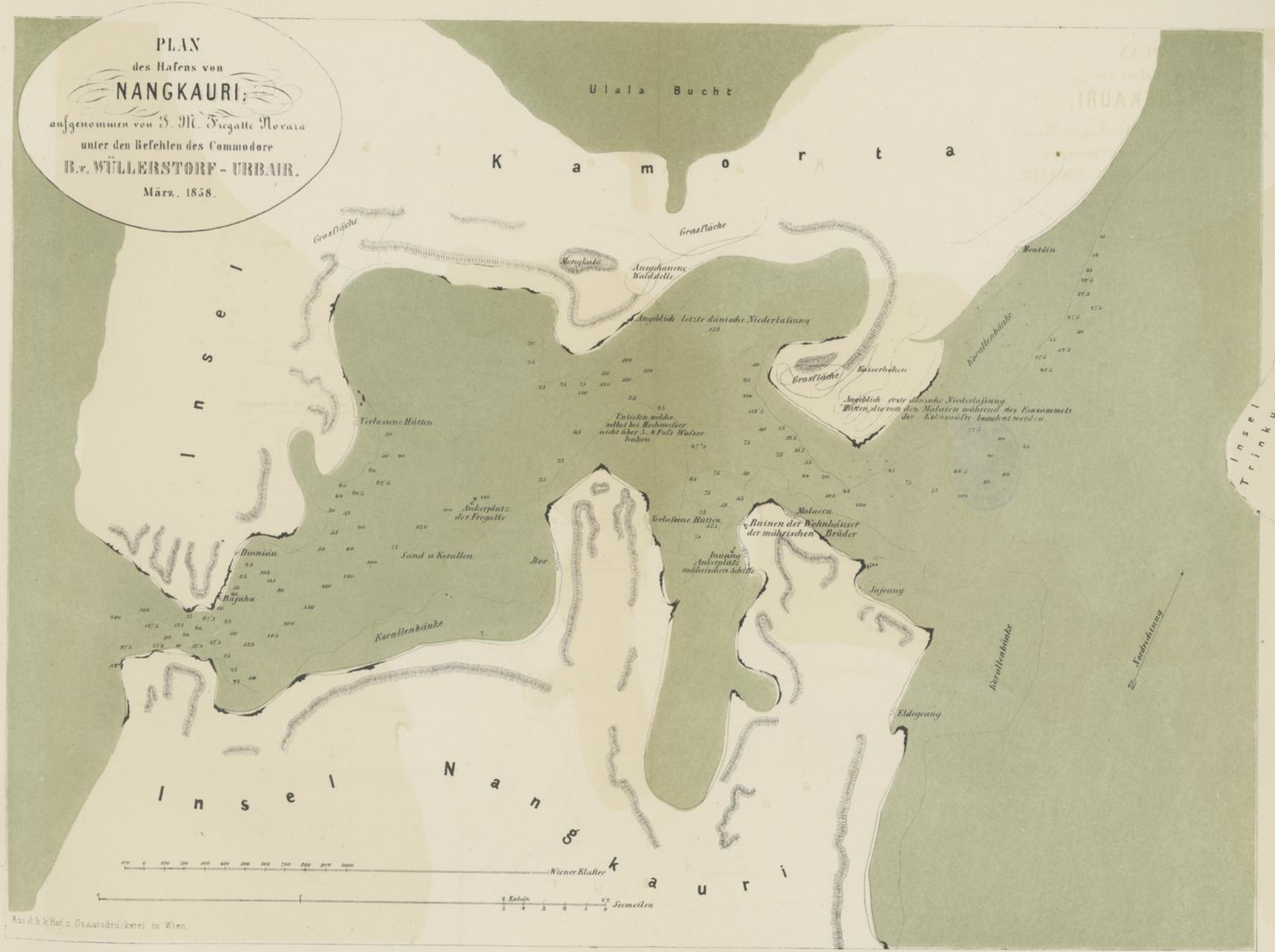
NANGKAURI;

aufgenommen von S. M. Fregatte Novara

unter den Befehlen des Commodore

B. v. WÜLLERSTORF - URBAIL.

März. 1858.



von Kamorta und Trinkut, indem diese die einzigen geognostischen Aufschlüsse geben, während auf den Inseln selbst Wald oder dichte Grasbedeckung alles Gestein verbirgt. Der schon erwähnte Chinese Bing-Hong diente als Dolmetsch. Von der Fregatte entfernter hatten die Eingeborenen ihre Dörfer nicht verlassen, und der Reisende allein, unbewaffnet und von Eingeborenen gerudert, bekam sogar Weiber zu Gesicht. Sie waren fast so groß wie die Männer, hatten eben so häßliche Gesichter, den Mund gleichfalls durch Betelkauen ersetzt, die Haare völlig abgeschoren. Am Leibe trugen sie nichts als einen kurzen, von den Hüften bis zu den Knien reichenden Rock aus rothem oder blauem Zeuge.

Ein anderer Ausflug wurde nach der ungefähr vier Seemeilen von unserm Ankerplatz entfernten Ulála-Bucht an der Westseite der Insel Kamorta in einer für solche Untersuchungsfahrten besonders zweckmäßigen venetianischen Gondel unternommen. Die Bucht mißt an der Einfahrt ungefähr dreiviertel Seemeilen, dehnt sich in ungleicher Breite gegen Osten bis tief ins Land hinein und sendet zahlreiche Canäle nach allen Richtungen aus. Die Vegetation ist hier besonders reich und üppig und besteht längs der sumpfigen Ufer größtentheils aus dichten Mangrovesträuchern, welche das Land an den meisten Stellen fast unmöglich machen, und der ganzen Bucht ein trauriges unheimliches Ansehen geben. Aus den wenigen an den Ufern gelegenen Dörfern waren sämmtliche Eingeborene geflüchtet. Diesmal schien sie nicht blos kindische Furcht, sondern das böse Gewissen zur Flucht getrieben zu haben, denn auf den Bewohnern dieser Bucht lastet die schwere Anklage, zu wiederholten Malen die Mannschaften kleiner Schiffe ermordet und sich dann ihrer Habseligkeiten bemächtigt zu haben. Sogar die Eingeborenen der Nachbar-Inseln wollen mit diesen bösen Menschen, wie sie sagen, nichts zu thun haben und waren durch nichts zu bewegen uns in ihren Canoes nach der Ulála-Bucht zu begleiten.

Die Fregatte lag fünf Tage im Hafen von Rangkauri, bis die Sondirung und Aufnahme des großen, vielbuchtigen Wasserbeckens vollendet war, und segelte am 11. März Morgens mit frischer Nordnordwest-Brise durch die kaum hundert Klafter breite, durchschnittlich nur vierzehn Faden tiefe, durch zwei Felssthore bezeichnete westliche Einfahrt. Dieser gegenüber liegt die Insel Katschal, dicht bis an die Ufer bewaldet, lang gestreckt, aber ohne besondere Erhebung. Wir segelten nun zwischen Katschal und Kamorta hindurch nördlich

gegen die Insel Teressa und Bampoka. An der Westseite Kamorta's kamen zahlreiche Dörfer zum Vorschein; in Nordwest erblickten wir viele natürliche Grassflächen und hier trat auch allmählig der höchste Punkt der Insel hervor, ein kegelförmiger Berg, der ziemlich nahe am Ufer liegt, fast ganz ohne Baumvegetation, nur am Gipfel in einer Art Schlucht eine Anzahl Bäume beherbergend. Drei Tage gingen in vergeblichen Versuchen, gegen Wind und Strömung aufzukreuzen, verloren und wir befanden uns vier Tage in Sicht der Inseln Bampoka, Teressa und Tschaura, ja kaum zwanzig Seemeilen von ihnen entfernt, ohne gleichwohl eine derselben erreichen zu können. Da dies die ganze für deren Besuch bestimmte Zeit war, so mußten wir uns mit tiefem Bedauern den Genuß versagen, unsern Fuß auf eine dieser Inseln zu setzen, von welchen namentlich Tschaura die seltene Gelegenheit geboten hätte, den Einfluß der Uebervölkerung auf den tropischen Menschen zu beobachten. Diese ziemlich unfruchtbare Insel besitzt mehr Bewohner, als ihre Bodenfläche zu



Die Inseln Teressa und Tschaura.

ernähren im Stande, und scheint der einzige Ort der ganzen Nikobaren-Gruppe zu sein, wo die Eingeborenen Industrie treiben. Alle Töpferwaaren kommen aus Tschaura und fast hat es das Ansehen, als habe hier die traurige Erscheinung von Uebervölkerung den ersten Anstoß zu einer industriellen Thätigkeit der Bewohner gegeben.

An die Insel Teressa knüpfte sich für die österreichische Expedition insofern noch ein besonderes Interesse, als es nach den neuesten Erhebungen nicht ganz unwahrscheinlich ist, daß der unternehmende Bolts, welcher mit dem österreichischen Schiffe Joseph und Theresia im Jahre 1778 den Nikobaren-Archipel besuchte, dieser Insel, ähnlich wie einem Fort an der Küste von Afrika, den Namen der ruhmreichen österreichischen Kaiserinn beilegte, welcher allmählig, durch die Aussprache der Eingeborenen corrumpt, in Teressa und Terasa verwandelt wurde.

Am 17. März bei Sonnenaufgang tauchten am Horizont in südöstlicher Richtung zuerst die Insel Meroe, dann die beiden kleinen Inseln Treis und Track und endlich die lange Bergkette von Klein-Nikobar mit dem schönen Eilande Pulo Milú auf. Die Brise war schwach und eine Strömung von fünf Meilen Geschwindigkeit in der Stunde, welche wie ein Fluß durch die ruhige See rauschend und brandend dahin schoß, hatte uns derart erfaßt, daß der Anker ausgeworfen werden mußte. Dies verschaffte uns ganz unerwartet das Vergnügen, die beiden kleinen Waldinseln zu besuchen. Eine Landung konnte der heftigen Brandung wegen nur mit Hülfe einiger Eingeborenen ausgeführt werden, welche wir auf den sonst unbewohnten Eilanden zufällig mit ihren Canoes trafen. Treis ist eine wahre Taubeninsel, voll der mannigfaltigsten schönsten Taubenarten; dennoch gelang es nur ein einziges Exemplar der überaus prachtvollen nikobarischen Taube zu erbeuten. Hier war es auch, wo der Geolog die ersten Spuren von Braunkohle fand, welche indeß nicht in bauwürdigen Flözen, sondern bloß als sogenannte Agattkohle vorkam.

Am selben Nachmittag mit eintretender Fluth setzte die Strömung zu unserm Gunsten um und wir erreichten gegen zehn Uhr Nachts mit großer Mühe den Hafen, welcher östlich von der Nordspitze Klein-Nikobars, westlich von der Insel Pulo Milú und südlich von der Insel Klein-Nikobar selbst gebildet wird. Derselbe ist nicht sehr groß, besitzt aber einen guten Ankergrund und mag Schiffen in jeder Jahreszeit als sicherer Zufluchtsort dienen. Da die meisten Dörfer auf Klein-Nikobar auf der Nordwest- und Südseite der Insel liegen und von unserm Ankerplatze nur schwer zugänglich waren, so wurde vorgezogen, die kleine aber schöne Insel Pulo Milú für einen Besuch zu wählen. Noch als wir vor der Insel Treis vor Anker lagen, waren einige Eingeborene an Bord der Fregatte gekommen und benahmen sich ziemlich zutraulich, sie hatten ganz denselben Typus wie die Bewohner von Rangkauri und sprachen auch mit wenigen Veränderungen das nämliche Idiom. Nur für einzelne Gegenstände, seltsamer Weise gerade für solche des ersten Bedürfnisses, wie Kokospalme, Pandanus u. s. w., besaßen sie verschiedene Ausdrücke und Bezeichnungen.

Die Insel Pulo Milú mit ihrer reichen Baumvegetation und ihren reizenden Waldpartien entfaltet alle Pracht und alle Zauber der Tropenwelt. Der Pandanus (aus der Familie der Pandaneen), jener eigenthümliche Baum, welcher den Wäldern Asiens ein so verschiedenes Ansehen von denen

Amerika's verleiht, erscheint hier von besonderer Größe und Schönheit. Nirgends haben wir diesen wunderlichen Baum in solcher Ueppigkeit getroffen wie auf Pulo Milú, wo derselbe völlig waldartig auftritt und einen so fremdartigen Eindruck macht, als wäre er ein Ueberbleibsel aus einer frühern Schöpfungs-Periode unserer Erde. Staunend über den bizarren Einfall der Natur, betrachtet man diese seltsamen Gewächse, welche spiralförmig geordnete Blätter besitzen wie die Dracenen, Stämme wie Palmen, Aeste wie Laubbäume, Fruchtzapfen wie Coniferen, und doch nichts mit allen diesen Pflanzengestalten gemein haben, sondern eine besondere Familie für sich bilden. Wir sahen auf Pulo Milú Pandanen mit 40 bis 50 Fuß hohen, schlanken, glatten Stämmen, welche auf einem 10 bis 12 Fuß hohen Wurzelsockel stehen, wie auf einem künstlich aus rundgedrehten Stäben aufgebauten, konisch zusammengestellten Pfeilerwerk. Manche dieser Wurzelsäbe erreichen den Boden nicht und nehmen in ihrem Jugendzustand als Luftwurzel höchst eigenthümliche Formen an. Gegen oben wiederholt sich dieselbe Form in den Aesten. An diesen hingen prächtige, $1\frac{1}{2}$ Fuß lange, 1 Fuß dicke, reife, orangegelbe Fruchtkolben.

Der Pandanus ist auf den nikobariſchen Inseln nicht gepflegt, er wächst in üppigster Fülle wild und ist nach der Kokospalme für die Eingeborenen die wichtigste Nahrungspflanze, das am meisten charakteristische Gewächs. Die immensen Fruchtkolben, welche der Baum trägt, bestehen aus vielen einzelnen keilförmigen Früchten, die zwar im rohen Zustande ungenießbar sind, aber in Wasser gekocht, läßt sich aus denselben eine mehligte Masse (das sogenannte „Melori“ der Portugiesen, „Carohm“ der Eingeborenen) auspressen, welches mit den fleischigen Theilen der reifen Kokosnuß zugleich genossen wird und das tägliche Brot der Inselbewohner ausmacht. Der Geschmack der ausgepreßten Fruchtmasse hat viele Aehnlichkeit mit Aepfelmus und ist dem Gaumen des Europäers keineswegs unangenehm. Die holzigen bürstenähnlichen Fasern der Frucht, welche übrig bleiben, wenn der mehligte Inhalt ausgepreßt ist, werden von den Eingeborenen als natürliche Bürsten und Besen benützt, während die getrockneten Blätter des Pandanus das Papier zu ihren Cigarretten liefern.

Die Kokospalme kommt auf Pulo Milú, wie überhaupt auf den südlichen Inseln nicht so reichlich vor wie auf Kar-Nikobar, und diesem Umstande mag es wohl hauptsächlich zugeschrieben werden, wenn die Eingeborenen

damit nicht so freigebig sind, wie auf der ersten Insel. Der dänische Naturforscher Dr. Rink, welcher zur Kenntniß der Nikobaren-Gruppe so



Vegetationsgruppe von Pulo Milu.

werthvolle Beiträge geliefert hat, hielt sich mit einigen vierzig chinesischen Arbeitern längere Zeit hier auf und hat in der Absicht eines Colonisations-

versuches einige Wege durch den Urwald hauen lassen, wodurch diese Insel weit zugänglicher geworden ist als irgend eine andere dieses Archipels. Die Wahl war eine äußerst glückliche, und würde die durch Steen Bille so emphatisch vorgeschlagene, durch die dänische Regierung beabsichtigte Colonisirung dieser Insel zu Stande gekommen sein, so hätte man gewiß hier ganz andere Resultate erzielt, als Rosen im Mangauri-Hafen. Nächst Kar-Nikobar ist Pulo Milú entschieden der wichtigste Punkt für eine erste Niederlassung, im Falle sich jemals wieder eine europäische Regierung oder Capitalisten die Besiedlung dieses Archipels zur Aufgabe machen sollten.

In der Bucht, wo wir landeten, standen am Ufer fünf Hütten, denen auf Mangauri ziemlich ähnlich, und vor denselben im Wasser eine Anzahl hoher, wunderlich aufgepuschter Stangen, von den Eingeborenen Handschüop genannt, bestimmt die Teufel von dem Dorfe fern zu halten und jenen Schenken nicht unähnlich, durch welche man bei uns die gefährliche Schaar nässiger Vögel von der reisenden Saat abzuschrecken sucht. Diese Teufelsbanner werden von dem Manluéna oder Teufelsbeschwörer in der See aufgerichtet, welcher hier, wie der „Medicineman“ unter den Rothhäuten Nordamerika's oder der Ach-iz unter den Indianerstämmen des Hochlandes von Guatemala, auf alle Ereignisse des Lebens einen so großen Einfluß übt. Die meisten Eingeborenen waren auch hier bei unserer Annäherung verschwunden. Wir trafen nur fünf Menschen, welche indeß alle, wenigstens theilweise bekleidet waren; einige trugen Hemden, Hosen und Mützen, ein anderer hüllte sich in ein großes nicht gerade sehr reinliches Leintuch. Einer derselben, welcher uns mitten durch die Insel führte und John Bull hieß, war nicht in Pulo Milú, sondern in Klein-Nikobar ansässig und bloß zur Verfertigung von Canoes aus ausgehöhlten Baumstämmen auf die Insel gekommen. Er sprach mit Vorliebe englisch und freute sich kindisch, so oft man ihn das eine oder das andere englische Wort in die Erinnerung zurückrief, das er durch den Mangel an Uebung bereits wieder vergessen hatte. John Bull wurde bald sehr zuthunlich und wollte uns nach Groß-Nikobar begleiten, wo er, wie er sagte, in Hinkoála, einem der Dörfer an der Südseite, mehrere Verwandten habe, darunter einen Eingeborenen Namens London, der uns von großem Nutzen sein könne. Wir versprachen ihm für seine Bemühungen ein Geschenk, worauf er ganz naiv frag: „You not talk lie?“ (Ihr nicht sprecht Lüge?), eine Frage die vermuthen läßt,

daß nicht alle Zusicherungen, die ihm Fremde gemacht, auch erfüllt worden sind. Die Hütten der Eingeborenen waren ganz in derselben Weise auf Pfählen construiert, wie jene in den Dörfern auf den mittleren Inseln; auch die innere Einrichtung war die nämliche. Ueberall trifft man auch hier holzgeschnitzte Figuren oder Zwi-Scheucher, und zwar im Innern von mancher Hütte in solcher Zahl und drolliger Costümierung, daß man fast glauben möchte die Bewohner derselben seien die Besitzer eines Marionettentheaters. Wir erwarben hier verschiedene aus weichem Holze geschnitzte Gegenstände, darunter eine große Schlange, eine Schildkröte und mehrere drollige Figuren, auch eine siebenlöcherige Flöte aus Bambusrohr, zu welcher jedoch augenscheinlich malayische Schiffsleute das Modell aus Pulo Pinang mitgebracht hatten.

Am selben Abend wurde der Anker gelichtet und längs der Ostküste der mit Sümpfen und Urwäldern bedeckten Insel Klein-Nikobar gesteuert. Am 19. März Morgens segelten wir an der Insel Montial vorüber nach dem St. Georgs-Canal, wo wir in den Abendstunden an der Nordseite von Groß-Nikobar, südöstlich von der im Canal liegenden Insel Kondul ankerten. Noch vor Sonnenaufgang wurden einige Boote gestrichen und alles zu einem Besuche der kleinen aber anmuthigen Insel Kondul in Bereitschaft gesetzt, welche, in Nordwest hoch, felsig und fast unzugänglich, an der östlichen Seite (nach unsern Beobachtungen $7^{\circ} 12' 17''$ nördl. Br. und $93^{\circ} 39' 57''$ östl. L. von Greenw.) einen ziemlich sichern Landungsplatz hat. Hier standen eine Anzahl Hütten, aber kein einziger Eingeborener war sichtbar. Wir bemühten uns, dem Rette eines Sturzbaches folgend, den höchsten Punkt der Insel zu erklimmen, welcher ungefähr 350 bis 400 Fuß hoch sein mochte. Nur mit der größten Anstrengung, und indem wir zuweilen an den steilsten Abhängen die Hülfe von riesigen Baumwurzeln und gleich natürlichen Tauen herabhängenden Kletterpflanzen in Anspruch nahmen, um uns von schroffen Felsblöcken nach einen sichern Standpunkt zu schwingen, gelang dieser Versuch. Statt aber, wie wir vermutheten, auf der Höhe ein kleines Plateau, oder wenigstens einen minder beschwerlichen Rückweg aufzufinden, sahen wir, erschöpft an der höchsten Stelle angekommen, zu unserer größten Bestürzung den Fels auf der andern Seite steil abfallen, so daß jedes weitere Fortschreiten unmöglich wurde. Auf der Anhöhe wehte eine herrliche erquickende Luft. Obschon es Monate lang nicht mehr geregnet hatte, war doch die

Vegetation wunderbar frisch und reich, der Urwald prachtvoll und herrlich „wie am ersten Schöpfungstage“.

Wir mußten auf dem nämlichen unwirthbaren Wege zurückkehren, auf dem wir den Hügel hinan geklettert waren. Am Ufer trafen wir einige Eingeborene, deren Neugierde ihr Angstgefühl überwältigt hatte, und welche aus dem Walde herausschlichen, um auszuspiiren, was wir denn eigentlich auf der Insel wollten. Unter ihnen befand sich auch ein Manluéna oder einheimischer Doctor und Teufelsbeschwörer; er zeichnete sich indeß von den andern braunen Menschenkindern durch nichts anderes als einen übermäßig starken Wuchs seiner Kopshaare aus, welche tief bis über die Schultern herabhingen. Eines der Expeditionsmitglieder, welchem daran lag die Art und Weise kennen zu lernen, wie diese schlauen Betrüger bei ihren armen, leichtgläubigen Patienten zu Werke gehen, versprach dem braunen Doctor ein Geschenk, wenn er ihn durch seine Heilmethode curiren wollte, und gab einen heftigen unerträglichen Schmerz im linken Arme vor. Der Manluéna schien seiner Cur gewiß, packte den vermeintlichen Kranken beim Arm, drückte und knetete diesen, bis kein Fleckchen unberührt blieb, indem er zugleich bald schrie, bald pfiß, bald wieder die Haut anhauchte, gleichsam als wollte er den bösen Geist hinwegblasen. Im Glauben des Volkes ist nämlich jeder Körper Schmerz nichts anderes, als ein durch den feindlichen Einfluß eines Twi's in den Organismus hineingezauberter Dämon. Der Manluéna fing oben am Arme zu drücken an, und setzte dieses nichts weniger als behagliche Verfahren mit seinen vom Fette der Kokosnuß glänzenden Händen nach unten fort, in der Absicht, wie er sagte, um den Twi, der im Arm stecke, bei den Fingerspitzen herauszutreiben. Obschon er mit dem Patienten nichts weniger als zart umging, so schien er doch im Sinne der Eingeborenen nicht ganz seine Schuldigkeit zu thun, und weit weniger Lärm und Sprünge zu machen, als dies bei der Behandlung eines eingeborenen Kranken der Fall gewesen wäre. Auch schien seine anfängliche Zuversicht der Sorge zu weichen, es möchte ihm ein Leid widerfahren, wenn ihm dieser Heilversuch mißlänge und darum entfernte er sich auch rasch, sobald ihm einige Dreipencestücke für seine Mühe geschenkt worden waren, und kam den ganzen Tag nicht wieder zum Vorschein.

Einige Expeditionsmitglieder hatten es unternommen die ganze Insel, deren Umfang kaum zwei deutsche Meilen betragen dürfte, zu umwandern.

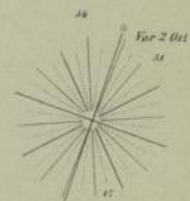
Insel Klein

Nikobar

Insel
Montschal

ST. GEORGS CANAL
im Nikobaren-Archipel.

Insel
Cabra



Ankerplatz
der Fregatte, März 1858.



Die auf Klein Nikobar, Montschal und Cabra mit einem (Δ) Dreiecke bezeichneten Punkte sind genau bestimmt, während die darzwischen liegende Küste nur à la vue aufgenommen und eingezeichnet wurde. Die Lethungen sind in englisch-Paden angegeben und auf den tiefsten Wasserstand reduziert. An der Nordseite von Groß Nikobar befinden sich zahlreiche einzeln stehende Hütten, welche aber in den Plan nicht aufgenommen wurden.



Sie waren am frühen Morgen voll Hoffnungen auf eine reiche Ausbeute mit Flinten und Botanisirbüchsen von der Ostküste nach der Nordseite der Insel gegangen und kamen erst Abends nach Sonnenuntergang völlig erschöpft und ermattet auf der Südseite an. Im Eifer des Jagens und Sammelns hatten sie sich zu tief ins Innere des Waldes gewagt, und dabei dermaßen alle Richtung, in welcher sie kamen, verloren, daß, als sich bereits die Sonne zum Untergange neigte, kein anderes Mittel übrig blieb, als sich mit dem Waldmesser den Weg durch das Dickicht bis hinab zum Strande zu hauen. Bald über Abhänge kletternd, bald wieder, wo die Felswand senkrecht ins Meer abfiel, stellenweise schwimmend, kamen sie hungrig und durstig in einem Zustande der größten Ermattung an der Stelle unserer Einschiffung an, so daß wir anfangs sogar für ihr Leben besorgt waren. Merkwürdiger Weise hatte dieses Ereigniß für keinen Einzigen der Betheiligten ernstere Folgen, wenn schon es zeitlebens nicht aus ihrer Erinnerung entschwinden dürfte.

Der 21. März gehörte dem Herrn. Es war ein vielbenötigter Ruhetag; kein Boot ging ans Land. Gegen Mittag fiel ziemlich starker Regen, der erste seit mehreren Monaten. Mehrere Eingeborene kamen mit ihren Canoes an Bord und brachten Hühner, Eier, Kokosnüsse und andere Früchte, so wie Affen und Papageien zum Verkauf. Rupien, englische Schillinge, und Sippencestücke waren ihnen durchaus nicht unbekannt, sie nahmen dieselben sogar lieber wie Tauschartikel, besonders wenn diese in Tausch und Glitterwerth bestanden.

Am 22. März machten wir einen Ausflug nach einer Bucht auf der Insel Groß-Nikobar oder Sambelong. Der ganze Theil der unserm Ankerplatz gegenüberliegenden Küste war, vermuthlich wegen der hier mangelnden Kokospalme, völlig unbewohnt, während sich auf der Westseite mehrere große Dörfer befanden. Dieselben lagen aber leider viel zu weit von der Fregatte entfernt, um einen Ausflug dahin wagen zu können. Als unsere Boote nach einstündigem Rudern der kleinen Bucht näher kamen, hatten wir an der Mündung eines Flusses den eigenthümlichen Anblick eines abgestorbenen Mangrovetwalses. Durch irgend ein stürmisches Ereigniß hatte sich hier wahrscheinlich vor längerer Zeit eine Sandbarre gebildet und dem fluthenden Meerwasser den Eintritt versagt. Da der Mangrovebaum nur im Salz- oder Brackwasser gedeiht, so wurde ihm dadurch sein wichtigstes Lebens-

element entzogen und die Bäume starben. Die hohen Stämme standen da abgedorrt, gebleicht, ein gespenstiger Leichengarten zwischen üppiggrünen Urwaldhügeln. Als die Sonne aufging, lagerte ein weißer Nebel über den



• Mangrovenwald.

totden Sumpf; man hatte das unheimliche Gefühl, sich an einem Orte zu befinden, dessen miasmatische Dünste die Luft verpesteten, dessen Boden Gift aushauchte. Die starren Baumgerippe mahnten den Fremden, der hier die allgewaltig schaffende und zerstörende Natur bewundert, an die Leichen

so mancher seiner Brüder, welche die feuchte Erde dieser Insel bedeckt. Glücklicher Weise hatte der Fluß von neuem die Barre durchbrochen und dem Meerwasser Zutritt gegönnt, so daß unter dem todten Walde wieder ein junges grünes Leben aufzuschießen begann.

Die Mannschaft eines malayischen Fahrzeuges aus Pulo Pinang hatte sich diesen wenig einladenden Punkt zur Niederlassung gewählt, um daselbst eine Ladung reifer Kokosnüsse anzusammeln und Trepanz, die schon erwähnte eßbare Seegurkenart, für den chinesischen Markt zu bereiten. Diese Leute bewohnten eine große Holzbude und waren vollkommen für einen längeren Aufenthalt eingerichtet. Sonst befand sich keine einzige Hütte daselbst, alles



Provisorische Ansiedlung von Malaken zur Bereitung von Trepanz.

rings umher war dichter Urwald und Sumpf, doch ruderten mehrere Eingeborene in ihren Canoes von der Insel Kondul herüber, um uns Eier und Hühner zum Verkaufe anzubieten. Die malayischen Fahrzeuge, welche diese Inseln besuchen, kommen zumeist aus Pulo Pinang mit dem Beginne des Nordostmonsuns an und bleiben während der ganzen trockenen Jahreszeit hier, um mit den verschiedenen Naturproducten der Inseln eine Schiffsladung voll zu machen. Sie bringen in Austausch feinen chinesischen Tabak, Calico, Messer, Hacken, Säbelklingen, Kleider und schwarze Hüte; vor Zahren brachten sie auch den Betelstrauch zum Anbau nach Groß-Nikobar, wo er im Walde gepflanzt wurde. Seither hat sich derselbe jedoch derart vermehrt, daß seine weitere Einfuhr nicht mehr lohnend scheint. Mit Anfang

des Südwestmonsuns und der Regenzeit kehren die malayischen Handelsleute mit ihren einträglichen Ladungen nach Pulo Pinang und andern Küstenpunkten der Malakka-Halbinsel zurück. Durch die Anwesenheit dieser Leute wurden die Expeditionsmitglieder in die Lage versetzt, das Idiom der Nikobarer mit dem Malayischen vergleichen und die große Verschiedenheit dieser beiden Sprachen constatiren zu können. Diese Rauffahrer führen gewöhnlich mehrere Individuen mit sich, welche von der Sprache der Nikobarer einige Kenntniß besitzen, indem das Malayische allein nicht genügt, sich auf irgend einer Insel des Archipels den Eingeborenen verständlich zu machen.

Einer dieser malayischen Matrosen Namens Tschingi aus Pulo Pinang, mit einem langen, blaugrünen Siwastreifen zur Kaistenbezeichnung mitten auf seiner dunkelbraunen Stirne, erzählte uns, daß er als Knabe beim dänischen Pastor Rosen auf der Insel Kamorta in Diensten stand und bis zu dessen Rückkehr nach Europa bei ihm verblieb. Er sprach voll Verehrung von diesem würdigen, eifrigen Manne, und bemerkte, daß viele Chinesen und andere Ansiedler mit ihm nach Kamorta gekommen waren, welche alle nach einiger Zeit am Fieber starben.

Der Eingeborne Namens John Bull, welcher uns von Pulo Milú bis hierher gefolgt war, kam mit einigen seiner braunen Genossen nach der Bucht und brachte uns Lebensmittel. Er schien an dem Glauben fest zu halten, daß es an der Südseite im Innern von Groß-Nikobar Baju-oal-tschúa oder Dschungelmen (Waldmenschen) gebe, welche sich im Dickicht in der Nähe von Flüssen aufhalten, nur ganz kleine Hütten haben und scheu entfliehen, sobald sich ihnen Jemand zu nähern versucht. Er sagte zugleich, daß sich auf der Süd- und Südwestseite jener Insel elf Dörfer befinden: Hinkóata, Tschanganhéi, Hinháha, Haenganglóeh, Kanálla, Laéingha, Dahák, Káu-schingtong, Dagoák, Hínláwua, Kalémma.

Im Laufe des Tages wurde nicht nur den gefiederten Bewohnern des Waldes eine förmliche Schlacht geliefert, auch die Fischelein im Meere waren ihres Lebens nicht sicher; ein, kaum eine halbe Stunde lang ausgeworfenes Netz wurde mit einer Beute von mehr als einem Centner Fische ans Land gezogen. Die ganze Schiffsmannschaft aß sich daran satt und es blieb noch für den nächsten Tag übrig. Die Jagd im Sumpfe und Urwalde lieferte Schnepfen, den zierlich gefiederten Mainavogel (*Gracula indicus*), Adler und Affen; leider ging eine Anzahl der geschossenen Thiere

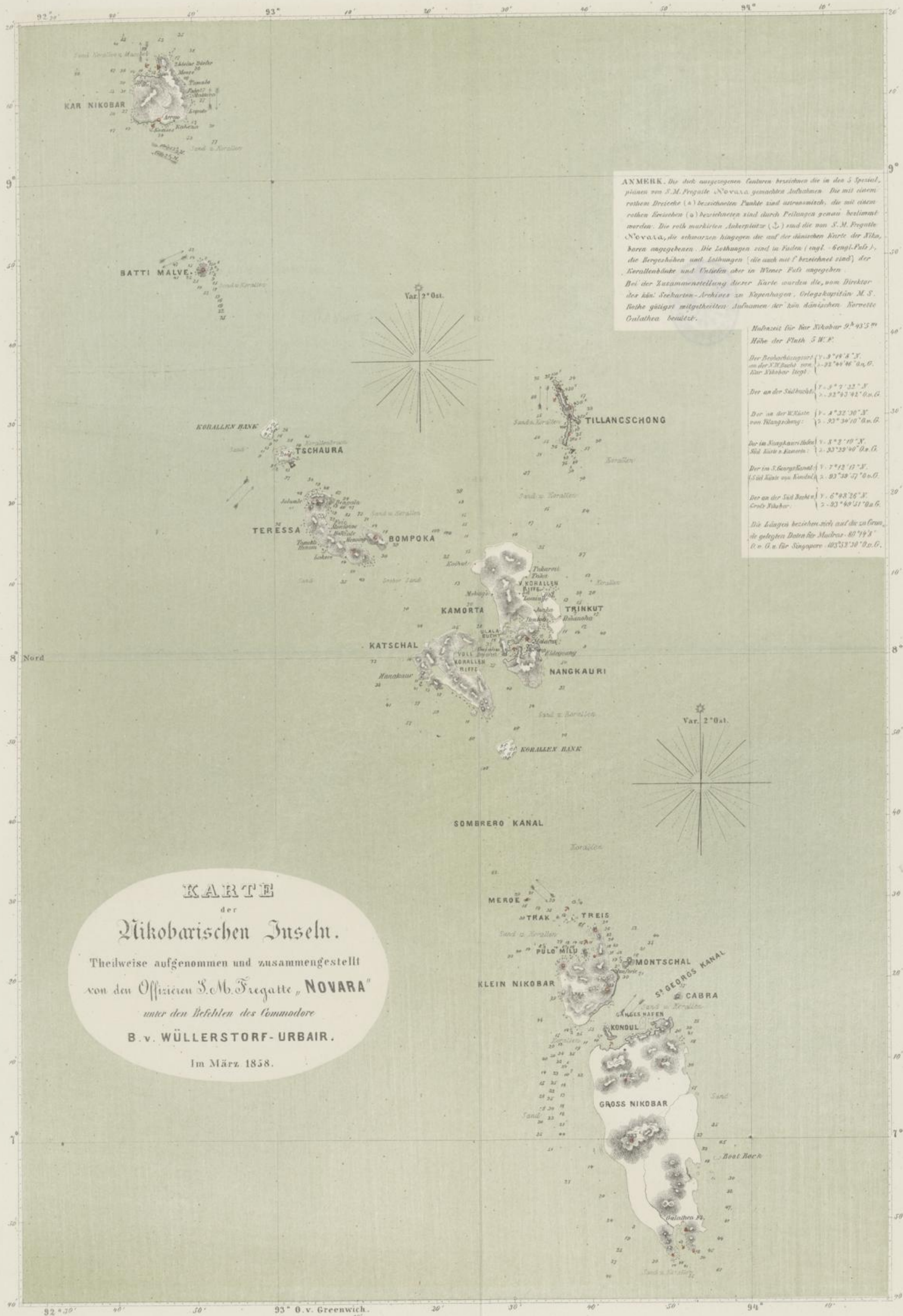
im undurchdringlichen Dickicht verloren und konnte nicht wieder aufgefunden werden.

Am 23. März des Morgens nahm die Fregatte längs der Westküste von Groß-Nikobar ihren Kurs, während zwei Boote mit der nöthigen Mannschaft und Instrumenten ausgesandt wurden, die noch völlig unbekannte Küste aufzunehmen. Allein dieser Plan kam nur halb zur Ausführung. Die starke Brandung, welche durch eine lange Schwellung aus Südwest hier verursacht wird, warf das größere Boot mit solcher Heftigkeit an die Küste, daß es umschlug, ein großer Theil seines Inhaltes verloren ging und die Bemannung nur schwimmend das Ufer zu erreichen vermochte. Das kleine Boot, eine sogenannte Fölle, kam mit zwei Matrosen an Bord, um diese betrübende Nachricht zu überbringen. Einer derselben, welcher den Vorfall in höchst bezeichnender Weise eine „piccola disgrazieta“ nannte, berichtete zugleich den fast gänzlichen Verlust der mitgenommenen Instrumente, Notizbücher und Jagdgewehre. Es wurde nun sogleich ein Seitenboot abgesandt, um die Gescheiterten aufzunehmen, welche sich inzwischen in einer wenig beneidenswerthen Lage, ganz durchnäßt, hungernd und durstend am Ufer befanden, und einige der ins Wasser gefallenen Gegenstände aufzufischen versuchten. Erst spät nach Mitternacht erreichten die Boote wieder die Fregatte, aber an eine Fortsetzung der begonnenen Aufnahme konnte unter den herrschenden Umständen nicht mehr gedacht werden. Wir setzten unsern Kurs nach der Südbucht von Groß-Nikobar fort, wo wir am 24. März bald nach neun Uhr Abends in der Nähe des von der dänischen Expedition benannten „Galatheaflusses“ Anker warfen. Da Tags darauf ein Feiertag der katholischen Kirche war, so unterblieben die Arbeiten am Lande und die ganze Mannschaft gab sich der Ruhe hin; jedoch wurde ein Boot ausgesandt, um für den nächsten Morgen den geeignetsten Landungsplatz aufzusuchen. Der mit dieser Mission beauftragte Cadet kam nach mehreren Stunden mit der wenig tröstlichen Nachricht zurück, längs der ganzen Küstenstrecke, die er besuhr, nur eine einzige Stelle gefunden zu haben, wo man mit einem Boote von europäischer Construction ohne Gefahr landen könne. Im Laufe des Tages erhielten wir zahlreiche Besuche von Eingeborenen an Bord, darunter ein noch ziemlich junger Mann mit einer großen Brille, welche derselbe unzweifelhaft mehr zur Gesichtverschönerung, als aus Verdürsniß trug. Sie brachten einige Affen, Papageien, Hühner, Schweine,

Kokosnüsse, dann etwas Harz und Schildpatt, Amber und große ovale Eier eines Waldhuhns zum Verkauf, welches die Eingeborenen Mekéin nannten, das wir aber leider trotz allen Bemühungen niemals zu sehen bekamen.

Am folgenden Morgen — es war bereits der 26. März und allenthalben zeigten sich schon Spuren der herannahenden Regenzeit — versuchten die Expeditionsmitglieder an einer Stelle zu landen, wo dies für die breiten schweren Boote des Mittelmeeres allein möglich schien. Es gelang. Wir setzten glücklich, wenngleich durchnäßt, unsern Fuß neuerdings auf nikobariischen Boden. Es war zum letzten Male, daß wir ihn betraten. Nirgends am Ufer zeigten sich Spuren menschlicher Niederlassungen, überall dichter Tropenwald, umsäumt von riesigen Armleuchterbäumen (Barringtonien), welche in ihrer Urthümlichkeit mit ihren wild verschlungenen Zweigen häufig bis ins Wasser reichten. Nach einer halbstündigen Wanderung dem heißen Strande entlang, kamen wir mit einem Male südlich von unserem Landungspunkte zu ein paar armseligen, dürftigen Hütten. Kein menschliches Wesen war sichtbar, nur ein paar Hühner und ein Schwein liefen sorglos herum; die Bambusleitern, auf denen die Eingeborenen in ihre auf Pfählen ruhende Hütten zu steigen pflegen, waren weggenommen. Indeß kostete es nicht viel Mühe, auch ohne dieselben ins Innere zu gelangen. Einige Waffen, eine Anzahl ausgehöhlter, angeräucherter Kokosshalen, welche über dem Feuerherd hingen, einige aus dünnem Rohr geflochtene Körbchen, ein Segel aus Pandanusblätter, Strohmatte und ein paar wunderbar geschnitzte Figuren machten das ganze bescheidene Inventar des nikobariischen Haushaltes aus. Die Schnitzereien und ein überaus niedlich gearbeitetes Körbchen zogen als interessante Belege nikobariischer Fertigkeit und Industrie unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich. Wir konnten nicht widerstehen uns dieselben anzueignen und legten dafür eine Anzahl glänzender Sixpencestücke, wohl der zwanzigfache Werth des Eroberten, in eines der Körbchen, welches am augenfälligsten mitten in der Hütte hing.

In der Nähe des Gehöftes stand ein Wald von Kokospalmen. Wir drangen in denselben und befanden uns plötzlich zu unserem größten Erstaunen auf der Spur eines vortrefflichen Pfades, vielleicht mit Ausnahme der Wege auf Groß-Nikobar und Pulo Milú von besserer Beschaffenheit als irgend einer, den wir bisher auf den Nikobaren angetroffen hatten. Was war gerechtfertigter als die Vermuthung, daß ein mit so viel Sorgfalt



KARTE
der
Nikobarischen Inseln.
Theilweise aufgenommen und zusammengestellt
von den Offizieren S.M. Fregatte „NOVARA“
unter den Befehlen des Kommandore
B. v. WÜLLERSTORF-URBAIR.
Im März 1858.

ANMERK. Die dick ausgezogenen Conturen bezeichnen die in den 5 Special-
plänen von S.M. Fregatte „NOVARA“ gemachten Aufnahmen. Die mit einem
rothen Dreiecke (Δ) bezeichneten Punkte sind astronomisch, die mit einem
rothen Kreise (○) bezeichneten sind durch Peilungen genau bestimmt
worden. Die roth markierten Ankerplätze (⚓) sind die von S.M. Fregatte
„NOVARA“, die schwarzen hingegen die auf der dänischen Karte der Niko-
baren angegebenen. Die Lehungen sind in Faden (engl. - Fath.)
angegeben. Die Bergeshöhen und -Lithungen (die auch mit f bezeichnet sind) der
Korallenbänke und Untiefen aber in Wiener Fath. angegeben.
Bei der Zusammenstellung dieser Karte wurden die, vom Direktor
des kön. Stecharten-Archives zu Kopenhagen, Orlogskapitän M. S.
Rothe gütigst mitgetheilten Aufnahmen der kön. dänischen Komette
Oulathen benutzt.

Hafenzeit für den Nikobar 9^h 43^m 5^s
Höhe der Fluth 5 W.F.
Der Beobachtungsort: $\varphi. 8^{\circ} 48' 8'' N.$
an der V.M. Buche: $\lambda. 92^{\circ} 46' 46'' O. v. G.$
für Nikobar liegt: $\varphi. 8^{\circ} 52' 32'' N.$
an der V.M. Buche: $\lambda. 92^{\circ} 52' 42'' O. v. G.$
Der an der W. Karte: $\varphi. 8^{\circ} 32' 30'' N.$
von Nangschong: $\lambda. 92^{\circ} 34' 10'' O. v. G.$
Der im Nangschong-Buch: $\varphi. 8^{\circ} 2' 10'' N.$
Süd Karte: $\lambda. 92^{\circ} 39' 40'' O. v. G.$
Der im S. Georgskanal: $\varphi. 7^{\circ} 12' 13'' N.$
Süd Karte von Kondul: $\lambda. 93^{\circ} 39' 47'' O. v. G.$
Der an der Süd Karte: $\varphi. 6^{\circ} 48' 26'' N.$
Größe Nikobar: $\lambda. 93^{\circ} 40' 51'' O. v. G.$
Die Längen beziehen sich auf die zu Gran-
de gefahrenen Daten für Madras: $80^{\circ} 14' 8''$
O. v. G. u. für Singapore: $103^{\circ} 33' 30'' O. v. G.$

gebahnter Pfad nach einer bedeutenden Ansiedlung leiten müsse? Derselbe ging erst durch eine große herrliche Pandanuspflanzung, sodann durch einen äußerst lieblichen Wald von Laubbäumen einem Bächlein entlang, das gegenwärtig am Ende der regenlosen Jahreszeit völlig ausgetrocknet war. Verschiedene Male mußten wir über steile Felsblöcke klettern, in welche durch Menschenhände zur leichtern Ersteigung Fußstapfen eingehauen waren und kamen endlich nach mehrstündiger interessanter, aber mühevoller Wanderung auf einen gelichteten Punkt an der Küste am Meeresufer, ohne die geringste Spur einer bereits bestehenden Ansiedlung zu finden. Dagegen schien es über allen Zweifel erhaben, daß der Pfad sowohl als einige gelichtete Stellen die Vorarbeiten für eine beabsichtigte Niederlassung waren, welche hier erst stattfinden kann, wenn vorher die Kokospalme und der Pandanus sich angesiedelt haben. Einige Matrosen, welche uns als Träger und Begleiter dienten, gingen bis ans äußerste Ende der Bucht und fanden auch dort keine menschlichen Ansiedlungen. Nach kurzer Ruhe kehrten wir wieder auf dem nämlichen Wege nach unserm Ausschiffungspunkte zurück, wo wir uns mit einigen Officieren zusammenfanden, welche, glücklicher als wir, mehrere Eingeborene getroffen und diese in ihren Behausungen besucht hatten. Sie schilderten den Zustand der letzteren eben so ärmlich wie auf den übrigen Inseln, nur schienen die Bewohner weniger scheu und ängstlich. Die wackeren Leute hatten unsere Gefährten mit Palmenwein bewirthet und ihnen bis zu uns das Geleite gegeben. Mit diesem Besuche schloß unser 32tägiger Aufenthalt im Nikobaren-Archipel, von welchem jedoch nur die Hälfte auf dem Lande verwendet werden konnte, während wir ungünstiger Winde wegen die übrige Zeit unter Segel zubringen mußten.

Bevor wir aber von dieser wichtigen Inselgruppe scheiden, um unsere Fahrt nach den Sunda-Inseln und dem chinesischen Reiche fortzusetzen, möge es uns noch vergönnt sein einen flüchtigen Blick auf die Hauptresultate unserer Bestrebungen und Untersuchungen daselbst zu werfen, während wir den Leser bezüglich einer detaillirteren Beschreibung des Beobachteten und Erforschten auf die einzelnen, später erscheinenden Fachwerke verweisen.

Die nikobariischen Inseln, auf den größten Handelsweg der Welt gelegen, welcher mit der muthmaßlichen Eröffnung des Suez-Canals noch an Bedeutung gewinnen wird, und in ihrer Mittelrichtung von Süd-Südost nach Nord-Nordwest streichend, sind gleichsam eine Verlängerung der centralen

Gebirgskette Sumatra's gegen Norden, welche später auf die nördlich von den Nikobaren gelegenen Andamanen übergeht und in bogenförmiger Reihe mit der Converitt gegen Westen sich am Cap Negrais der malayischen Halbinsel anschließt. Zieht man von diesem Archipel als Mittelpunkt einen Kreis von einem Halbmesser von 1200 Seemeilen, so liegen innerhalb derselben die bedeutendsten Handelsplätze Indiens, so wie Ceylon, die meisten Sunda-Inseln und Cochinchina. Die hier herrschenden regelmäßigen Winde erleichtern die Ueberfahrt von den benachbarten Ländern und Küsten und erhöhen noch mehr den Werth dieses Archipels.

Die Küsten jmmtlicher Inseln sind mit wenigen Ausnahmen aus Korallen sand oder Korallenbänken gebildet, welche sich sogar bis zu einer Tiefe von dreissig Faden ins Meer erstrecken. Ebenso erscheinen fast jmmtliche Buchten stark mit Korallen besetzt, wenn nicht gar mit denselben völlig ausgefllt. Die vorspringenden Landspitzen erstrecken sich oft mit Klippen ober und unter dem Meerespiegel bis auf zwei Meilen in See, was bei den, zuweilen sehr reissenden Strömungen besonders mit schwacher Brise sehr zu beachten ist. Die herrschenden Winde sind die beiden Monsune, der Nordost in den Monaten November, December, Jänner, Februar und März, der Südwest in den Monaten Mai, Juni, Juli, August und September. Die Monate April und October haben veränderliche Winde und Windstillen, welche mehr oder weniger in die nächststehenden Monate bergreifen. Die Strömungen richten sich nach den von den Inseln gebildeten Canälen und hängen von der Ebbe und Fluth des Meeres ab, wechseln also mit diesen in Stärke und Richtung. Im Allgemeinen sind dieselben bei wachsendem Wasser von Südwest nach Nordost, bei fallendem in umgekehrter Richtung fühlbar.

Im Süden von Kar-Nikobar fanden wir vor Anker die steigende Strömung zu $3\frac{1}{2}$ Meilen in der Stunde zwei Tage nach dem Vollmonde; im Norden von Klein-Nikobar, nahe der kleinen Insel Treis, wo wir wegen der Strömung ankern mußten, ist die fallende Geschwindigkeit derselben zu $4\frac{1}{2}$ Meilen in der Stunde zwei Tage nach dem Neumonde bestimmt worden. Diese Beobachtungen beziehen sich auf die Zeit, in welcher das Maximum der Strömungsgeschwindigkeit eingetreten war. Bei schwachem Winde und in der Nähe der Küsten muß man daher immer die Anker oder einen starken Wurfanker bereit halten, welcher letzterer indeß kurz nach

dem Voll- oder Neumonde an vielen Punkten kaum genügen dürfte. Die Hafenzeit für Kar-Nikobar wurde aus den Beobachtungen von fünf Tagen nahe dem Vollmonde zu 9^h 40' und der Unterschied in der Höhe der Fluth zu 5 Fuß bestimmt.

In diesen Gewässern, so wie überhaupt in der Höhe von Sumatra, kommen jene Stromwellen vor, welche von den Engländern „Ripples“ genannt werden. Das Wasser ist hier zonenweise in einem Zustande, als ob es kochen würde und macht ein gewaltiges Geräusch, bezeichnet aber keineswegs eine stärkere Strömung, vielmehr fanden wir, daß diese gerade in solchen Fällen geringer war als sonst. Wir möchten diese Erscheinung dem Wechsel von sich kreuzenden, zuweilen interferirenden, partiellen Fluthwellen und besonderen Temperaturverhältnissen des Wassers in verschiedenen Tiefen zuschreiben. Die Stunden der Hafenzeit für verhältnißmäßig so nahe Küstenpunkte sind so sehr verschieden, die Höhen, zu welchen das Wasser gelangt, stimmen so wenig überein, daß nothwendiger Weise irgend welche Erscheinungen auf der Oberfläche des Meeres sich kund geben müssen.

Während die Hafenzeit bei Kar-Nikobar 9^h 40' ist, wird dieselbe auf der englischen Detailkarte bei dem Diamant-Cap Sumatra's zu 12^h, bei den Sandbänken in der Straße von Malakka aber zu 5^h 30' angegeben. Eben so groß ist der Unterschied der Wasserhöhen; für Kar-Nikobar 5, für das Diamant-Cap 10 und für die erwähnten Sandbänke 15 Fuß.

Die Orkane des Golfes von Bengalen berühren, so viel uns bekannt ist, die Nikobaren niemals; dieselben gehen zum Theil von den Andamanen, zum Theil von der Westküste Sumatra's aus; im ersten Falle gegen den nördlichen Theil des Golfes, im zweiten gegen die Küste von Koromandel und gegen Ceylon.

Während des Südwestmonsuns, in welcher Periode die Regenzeit fällt, sollen manchmal starke Gewitter, wahrscheinlich in der Nähe von Groß-Nikobar, und sogar Stürme vorkommen. Der trockene Nordostmonsun bringt schönes Wetter, weht aber zuweilen ziemlich heftig.

Kar-Nikobar hat keinen eigentlichen Hafen, es besitzt aber an der Nordseite eine große, nahezu rechtwinkelig eingehende Bucht und bietet einen sowohl von Südwest als Nordost gut geschützten Ankerplatz in 10 bis 16 Faden und Korallensand. Während des Nordostmonsuns ist es rathsam, sich näher an die hervortretende Nordspitze der Insel zu halten. In dieser

Jahreszeit dürfte es schwer fallen einen guten Platz an der Küste zum Anlegen für Boote zu finden. Indeß kann man in der Nähe der Nordspitze der Insel in einer kleinen Bucht ans Land kommen, deren westliche Begrenzung einige hervortretende Korallenfelsen bietet, wo man mit einem großen Boote bei Tiefwasser anzulegen im Stande ist. Das Dorf Sái, welches der Rhede den Namen giebt, kann während des Nordostmonsuns der Brandung wegen mit Booten nicht unmittelbar erreicht werden, doch gewährt die nächste gegen Osten sich bildende Einbuchtung, an ihrem östlichen Strande durch Korallenriffe gedeckt, einen gesicherten Landungsplatz, wo die Boote auf den feinen Korallensand auffahren und dann ans Land gezogen werden müssen.

Während des Nordostmonsuns kann man auch die im Süden von Kar-Nikobar gebildete Bucht, oder auch die Westseite der Insel zu Ankerplätze benützen, jedoch sind dieselben nicht weiter geschützt als durch mäßig hervortretende, wie gewöhnlich durch Korallenriffe verlängerte Landspitzen.

Sowohl in der Bucht von Sái, als auch in der Südbucht von Kar-Nikobar, finden sich kleine Flüsse, welche selbst in der trockenen Jahreszeit Wasser führen. Es wäre indeß schwer Trinkwasser einzuschiffen, weil diese Flüsse durch Sandbarren geschlossen sind und die Brandung und das seichte Ufer das Anlegen von Booten in den meisten Fällen verhindert. Der Arecafluß in der Bucht von Sái würde sich indeß im Nothfalle mit vieler Mühe benützen lassen.

Tschaura, Kamorta und Bampoka haben keine eigentlichen Ankerplätze; man ankert an derjenigen Küste, welche gerade Schutz gegen den herrschenden Monsun gewährt. Das Landen mit Booten soll äußerst schwierig sein und am besten ist es sich Canoes der Eingeborenen zu verschaffen, welche von der Brandung ans Land geführt, leichter ans Ufer gezogen werden können.

Tillangschong besitzt im Süden eine schöne Bucht, welche zwar gegen Südost offen ist, aber den größten Theil des Jahres hindurch einen guten Ankerplatz bieten dürfte. Die südlichste Spitze hat mehrere Klippen und Felsen in ihrer Verlängerung, man kann sich aber der südlichsten Felseninsel selbst mit einer Fregatte bis auf wenige Klafter sicher nähern.

An der Westseite der Insel, dort wo ihre beiden Hälften, die nördliche höhere, und die südliche niedere zusammenstoßen, dürfte ein guter Ankerplatz zu finden sein, der selbst gegen Südwest durch mehrere einzeln stehende

Felsen geschützt zu sein scheint. Im Allgemeinen, besonders aber gegen Norden und Osten besitz diese Insel steil abfallende Ufer, so daß, wenige einzelne nahe Felsen abgerechnet, fast rings herum bis auf ungefähr zehn Faden Tiefe reines Fahrwasser ist.



Mangrovenwald.

Der Hafen von Nangkauri ist zwar sehr geräumig, aber von höchst ungleicher, und meist ziemlich bedeutender Tiefe; dieselbe beträgt in der Mitte des Hafens zwischen zwanzig und dreißig Faden. Die hervortretenden Landspitzen sind alle mehr oder weniger seicht und dicht mit Korallen besetzt, was um so mehr zu beachten, als man zuweilen von zwanzig und sechzehn

Faden plötzlich auf vier und selbst nur drei Faden Tiefe geräth. Der von den zwei Inseln Kamorta und Mangkauri gebildete Hafen hat zwei Einfahrten, die eine im Osten, die andere im Westen, deren Befahrung mit größeren Schiffen besondere Aufmerksamkeit erfordert. Die westliche Einfahrt ist kaum über eine Kabel breit und an deren Außenseite besitzt die Küste Mangkauri ebenfalls kein reines Fahrwasser. Der Hafen ist durch das Hervortreten beider Inseln in der Mitte verengt, so daß eigentlich zwei Häfen entstehen. In beiden ist man vollkommen und eigentlich zu sehr von allen Winden gedeckt, daher die Hitze oft erdrückend wird.

An der Westseite Kamorta's, sechs bis sieben Meilen nördlich von der westlichen Einfahrt des Hafens, trifft man ein schönes großes Wasserbecken, die Ulála-Bucht genannt, welche in ihrer ersten Hälfte sehr gut als Ankerplatz benützt werden kann; die Ausdünstungen zahlreicher Mangrovesümpfe machen aber den Aufenthalt daselbst höchst gesundheitsfeindlich. Da die Ulála-Bucht größtentheils mit dem Mangkauri-Hafen parallel läuft und von letzterem nur durch eine ziemlich schmale Hügelreihe getrennt ist, so üben die nahen Mangrovesümpfe auch auf die Luft im Mangkauri-Hafen ihren schädlichen Einfluß. Trinkbares Wasser fehlt hier gänzlich. Die Bewohner der Ulála-Bucht, welche bei unserm Besuche sämmtlich die Flucht ergriffen hatten, sollen sich Mordthaten und Schiffsraub zu Schulden kommen lassen, sobald sich nur die Gelegenheit dazu bietet.

Katschal hat sowohl an der Ost- als an der Westseite große Buchten, doch sind dieselben vielfach mit Korallenbänken angefüllt. Der Canal zwischen Katschal und Kamorta ist rein. Wir lavirten in demselben und näherten uns dem Lande auf beiden Seiten bis auf eine halbe Meile.

Klein-Nikobar besitzt an der Nordseite einen guten Hafen, gebildet durch die Insel Pulo Milú und die fast im rechten Winkel eingehende Nordküste Klein-Nikobars. Derselbe ist mit jedem Winde zugänglich und vollkommen geschützt; jedoch ein großer Theil davon an der Küste Klein-Nikobars durch Korallenbänke unbrauchbar gemacht.

Wir konnten trotz eines sorgfältigen Befahrens dieser Küste die Stelle nicht auffinden, wo auf der dänischen Karte Trinkwasser verzeichnet steht, und trafen bloß Mangrovesümpfe mit vielen, Brackwasser führenden Canälen, wovon wir zwei, namentlich den größeren, so weit dies möglich war, mit einer Gondel besuhren.

Einen andern ziemlich guten Ankerplatz gewährt im St. Georgs-Canal die Insel Kondúl; eben so findet man auf der Nordseite von Groß-Nikobar oder Sambelong ansehnliche Buchten, wovon die östlichste, der Ganges-Hafen, durch Korallenbänke gedeckt, aber aus diesem Grunde auch schwieriger zugänglich ist. Der Ankerplatz bei Kondúl kann in einer Weise gewählt werden, um sowohl gegen Nordost als gegen Südwest Schutz zu genießen, und hat zugleich den großen Vortheil luftig und von Mangrovesümpfen entfernt zu sein, während dieselben in den Buchten der Nordküste Groß-Nikobars in großer Menge vorkommen. Einer dieser Mangrovesümpfe in der Mittelbucht wurde von einigen Expeditionsmitgliedern befahren und dadurch die Ueberzeugung erlangt, daß daselbst ein Fluß mündet, welcher aber, so lange das Seewasser freien Zutritt hat, zur Gewinnung von Trinkwasser nicht benützt werden kann. Hingegen findet man auf Kondúl Bäche, die selbst in der trockenen Jahreszeit, wenn auch sparsam, Wasser führen, und es bedürfte keiner großen Arbeit, um sie durch eine Vereinigung wasserreicher zu machen.

An der Westseite Groß-Nikobars, die wir entlang segelten, aber der mangelnden Zeit und der ziemlich starken Schwellung des Meeres aus Südwest wegen nicht näher untersuchen konnten, scheinen mehrere Landspitzen und Buchten auf das Vorhandensein von Häfen und Flußmündungen zu deuten. An der Südspitze Groß-Nikobars bildet sich eine große Bucht, welche aber, von Südwest bis Südost offen, während des Südwestmonsuns keinen gesicherten Ankerplatz bieten dürfte. Zur Zeit des Nordostmonsuns scheint sie indeß zur Ankerung geeignet, wenn man die Ostspitze nach Südost zu Süd peilt, und in zehn bis dreizehn Faden den Anker fallen läßt. Das Landen bleibt aber immer überaus schwierig, da die Brandung heftig und der Seegang ziemlich hoch ist. An ihrem tiefsten Punkte mündet der Galathea-Fluß, welcher aber durch eine Sandbarre geschlossen ist, und daher nicht leicht benützt werden kann. Diese Bucht ist ihrer Lage wegen außerordentlich heiß und schwül, und schon in gesundheitlicher Beziehung kein empfehlenswerther Aufenthalt.

Das Klima des Archipels, obwohl ein tropisches, gehört nur deshalb nicht zu den heißesten, weil es ein insulares ist, und die Inseln dicht mit Wald bedeckt sind. Nach den bisher theils von uns, theils von andern Forschern zu verschiedenen Jahreszeiten angestellten meteorologischen Beobachtungen dürfte die mittlere Jahreswärme nicht über 25° Celsius

betragen, was der Temperatur des Wassers in der frischen unreifen Kokosnuß gleich kommt. Im April aber und October, zu welcher Zeit die Windstillen sich über diese Inseln lagern, mag das Maximum wohl 30 bis 31° C. erreichen.

Bei dem sehr bedeutenden Niederschlage und dem Umstande, daß die trockene Zeit während des Nordostmonsuns vom November bis März und die nasse Zeit während des Südwestmonsuns von April bis October auf diesen Inseln nicht so scharf von einander getrennt erscheinen, als dies auf den nahe liegenden Festlandsküsten der Fall ist, und da nach den bisherigen Erfahrungen auch während der trockenen Saison Gewitter und Regenschauer keine Seltenheiten sind, so muß die jährliche Regenmenge sehr bedeutend sein. Sie wird jedenfalls nicht weniger als 100, vielleicht sogar 150 Zoll betragen, und so überraschend diese Ziffer erscheint, verglichen mit der jährlich in den verschiedenen Theilen Europa's fallenden Regenmenge, so erreicht sie gleichwohl noch nicht die Höhe jener von andern, dem regelmäßigen Wechsel der Monsune ausgesetzten Gegenden, wie z. B. die der Straße von Malakka, wo der jährliche Regenfall 208 Zoll, oder von Mahabullisswar südlich von Bombay, wo derselbe sogar 254 Zoll beträgt. Der trockenste Monat des Jahres dürfte der März sein. Wir hatten während dieses ganzen Monats auf den Inseln und in deren Nähe nur dreimal heftige Gewitterregen. Dieselben werden im April häufiger, bis endlich im Mai und Juni der Südwestmonsun fortwährend schwere Regenwolken über die Insel wälzt. Wo also nicht besondere geognostische Verhältnisse einen raschen Abfluß der gefallenen Regenmasse bedingen, da müssen die Inseln im Allgemeinen wasserreich sein. Von der Richtigkeit dieser Annahme vermochten wir uns selbst zu überzeugen, so ungünstig auch das Ende der trockenen Jahreszeit für den Wasserstand von Flüssen und Bächen ist; sogar die kleinsten Inseln, wie Pulo Milú und Kondúl, wenn schon ihre kleinen Bäche kaum mehr flossen, besaßen doch noch eine Menge süßen Wassers in den häufigen bassinförmigen Vertiefungen der Bachbette. Von den waldigen Höhen von Tillangschong rieselten überall noch kleine frische Quellen herab. Die unbedeutenden Bäche und Flüsse der großen südlichen Waldinseln Klein- und Groß-Nikobar sind das ganze Jahr hindurch geschwellt von dem Segen des flüssigen Elements. Dagegen scheinen die nördlichen Inseln, so weit die Thonmergelformation reicht, wasserarm zu sein, dies gilt namentlich von

Nangkauri, Kamorta, Trinkut und wahrscheinlich auch von Tereffa und Bampoka. Alle die kleinen Bäche, welche auf den beiden erstgenannten Inseln in den Nangkauri-Hafen münden, fanden wir völlig vertrocknet.

Das gewöhnliche Getränk der Eingeborenen dieser Inseln ist der flüssige Inhalt der unreifen Kokosnuß, und das süße Wasser, welches sie sonst noch zum Hausbedarf brauchen, holen sie wahrscheinlich aus den Süßwasserpfügen, welche hie und da in den Bachrinnen sich finden. Brunnen haben wir außer dem alten versunkenen der mährischen Brüder bei dem Dorfe Malakka auf Nangkauri nirgends gesehen. Kar-Nikobar, obschon zur nämlichen Thonmergelformation gehörig, wie die oben erwähnten Inseln, hat trotzdem keinen Mangel an gutem Trinkwasser, indem das ausgedehnte, acht bis zwölf Fuß über die Meeresfläche erhabene Land die Anlage jener merkwürdigen Brunnen erlaubt, deren süßes Wasser mit der Ebbe und Fluth fällt und steigt. Die Erklärung dieser seltsamen Erscheinung ist jedoch nicht in dem Umstande zu suchen, daß der poröse Korallenfels das Seewasser filtrirt, sondern liegt einfach darin, daß das leichtere Regenwasser auf dem schwerern Meerwasser ruht, und der poröse Korallenfels die gänzliche Vermischung des Meer- und Süßwassers verhindert. Wir haben auf Kar-Nikobar bei den Dörfern Moose und Sâul mehrere solcher Cisternen gesehen, welche alle bis zu einer Tiefe von acht bis zehn Fuß gutes Trinkwasser enthielten. Eigentliche Flüsse sind uns nur drei, der eine in der nördlichen Bucht von Kar-Nikobar, der andere an der Südspitze von Groß-Nikobar, der dritte im Norden derselben Insel bekannt geworden. Der erstere, dem wir wegen den an seinen Ufern üppig wachsenden Arecapalmen den Namen Arecapfluß beilegte, ist ungefähr zwei Meilen landeinwärts, wo derselbe kleine Flußschnellen bildet, für flache Boote fahrbar. An dieser Stelle führt er gutes Trinkwasser, das nur wenig kalkige Bestandtheile aufgelöst enthält.

Mineralwässer oder warme Quellen sind uns nicht vorgekommen. Die Thonmergelfelsen im Nangkauri-Hafen sieht man aber mit zolldicken Krusten schwefelsaurer Magnesia, Bittersalz und feinen, seidenartig glänzenden Fasern überzogen. Dies deutet auf einen Gehalt der Thonmergel an schwefelsaurer Magnesia, so daß vielleicht durch Graben von cisternenförmigen Löchern auf ähnliche Weise Bittersalzwasser erzeugt werden könnte, wie dies mit dem Bittersalzmergel bei Bilin in Böhmen der Fall ist.

In Folge der außerordentlich üppigen Vegetation, der Feuchtigkeit des Bodens und der vielen, an der Küste bestehenden Mangrovesümpfe ist gegenwärtig begreiflicher Weise das Klima kein gesundes. Es erzeugt besonders in den Monaten des Monsunwechsels Fieber von so böser Natur, daß sie für den Europäer häufig tödtlich enden.

Aber kein tropisches Land der Erde ist, so lange noch Urwälder, Schlingpflanzen und Sümpfe den Boden bis zum Meere bedecken, der Gesundheit des Menschen zuträglich und überall leiden die Einwanderer oder Personen, welche einen längeren Aufenthalt in solchen Ländern nehmen, an bössartigen Krankheiten, unter denen Fieber und Dysenterie die Hauptrolle spielen.

Ähnliche Verhältnisse treten selbst in Europa an Orten auf, wo Sümpfe und uncultivirtes Land dem Einflusse einer hohen Temperatur ausgesetzt sind, wovon uns die Malaria in Italien und die Sumpffieber der venetianischen Lagunen und der Küsten Istriens genügende Beweise liefern. Und wenn diese Erscheinungen in Europa minder überraschen, so ist es nicht die geringe Gefahr, sondern nur die Regelmäßigkeit ihrer Wiederkehr, die Macht der Gewohnheit.

Was haben die Engländer in Ostasien gelitten, was leiden deutsche Einwanderer noch jetzt an den Ufern des Mississippi und des Ohio, in Brasilien und in Peru, bis die Wälder gelichtet und urbar gemacht sind, bis die fortschreitende Cultur jene Miasmen verscheucht hat, welche sich in einer Natur entwickeln müssen die in ihrer Ueppigkeit durch nichts gestört wird.

Wenn sich zu gewissen Zeiten des Jahres die Lebenskeime von Milliarden organischer Wesen regen, der Atmosphäre Sauerstoff entziehen und sie dafür mit Kohlenäure füllen, während wieder die Leiber anderer Organismen, dem chemischen Geseze gehorchend, zerfallen und mit Hülfe der Atmosphäre und Feuchtigkeit in Gährung und Fäulniß übergehen, so kommen bei allen diesen Processen Emanationsproducte zu Stande, welche, in die Luft gehoben und von den Winden weggeführt, sich neuerdings nährend und befruchtend auf die Pflanzen niedersenken und der Tropenvegetation jene vielbewunderte Ueppigkeit und Ueberschwänglichkeit verleihen, die dem menschlichen Organismus so verderblich werden. Allein die Verhältnisse, welche Fieberlust erzeugen, sind nicht gewissen Vertlichkeiten eigenthümlich und an diese starr

gebunden; sie können verändert und mit ihnen auch die der Gesundheit schädlichen Dünste entfernt werden. Man versuche nur dem mächtigen alles überwuchernden Lebens- und Vegetations-Proceß, welcher unsere eigene Vegetation gefährdet, einen Damm zu setzen, entziehe dem gewaltigen Chemismus sein Versetzungsmaterial, zwingt das Wasser des Himmels in vorgezeichnete Straßen, trockne jenes der Sümpfe aus, lichte den Wald, öffne das Dickicht, damit die Winde ungehindert über den urbar gemachten Boden streichen können, und in den klimatischen Verhältnissen der nikobarischen Inseln wird eine wunderbare Veränderung vorgehen. Was man in dieser Beziehung durch Energie und Ausdauer zu leisten im Stande ist, davon liefert das nur 350 Seemeilen entfernte Pinang den schlagendsten Beweis, welches binnen wenigen Jahrzehenden durch die fortschreitende Cultur des Bodens aus einem fieberausdünstenden, von den Menschen gemiedenen Aufenthaltsorte eine der gesündesten Localitäten Indiens, ja sogar eine Erholungsstation für Reconvalescenten geworden ist.

Angezogen und verlockt durch die Schönheit des Hafens von Mangkauri, haben sich die verschiedenen Niederlassungsversuche fast ausschließlich auf dessen Gestade beschränkt. Unterwirft man aber die Punkte dieser Ansiedlungen einer näheren Untersuchung, so zeigt sich bald, daß dieselben meist auf derjenigen Erdzunge geschahen, welche den geschlossenen, nicht ventilirten Hafen von Mangkauri von der mit dichten Mangrovesümpfen umgebenen Ulála-Bucht trennt.

An solchen Stellen bauten die Ansiedler ihre Hütten, dort fanden sie oft schon kurze Zeit nach ihrer Ankunft ihr Grab, und wenn wenige Einzelne dem tödtlichen Einflusse der miasmatischen Ausdünstungen widerstanden, wenn es ihnen sogar gelang, mehrere Jahre hindurch auf kümmerliche Weise dort zu leben, so kann dies höchstens als ein Zeichen einer besonders kräftigen Körperconstitution angesehen werden. Freilich waren die meisten Missionäre, welche hier Ansiedlungen versuchten, keineswegs derart behaust und genährt, wie es in solchen Klimaten zur Erhaltung der Gesundheit das erste Erforderniß ist. Mit dem Spaten in der Hand, oft schon vom Fieber befallen, mußten sie, um den Lebensunterhalt zu sichern, in der erdrückendsten Hitze den Boden bebauen, oder sammelten am Strande Konchylien, und jagten im sumpfigen Urwalde Reptilien oder Vögeln nach, um durch deren Verkauf in Europa sich die Mittel für ihre weitere Existenz zu verschaffen. Nicht ohne

das Gefühl der innigsten Nührung und Theilnahme vermag man die Schilderung zu lesen, welche einer dieser Missionäre, der Pater Hänfel, von seiner Lebensweise auf der Insel Rangkauri entwirft, wo derselbe sieben Jahre lang unter den größten Entbehrungen und Mühsalen gelebt hat.

„Während meiner häufigen Ausflüge längs der Seeküste“, erzählt der biedere, gemüthsheitere Missionär, „geschah es öfters, daß ich, von der Nacht überrascht, nicht mehr ohne Schwierigkeit zu meiner Hütte zurückzukehren vermochte; aber ich war niemals um ein Bett verlegen. Der größte Theil des Strandes besteht aus wunderbar feinem, weißem Sande, der, wo ihn die Fluth nicht mehr bespült, vollkommen rein und trocken ist. In diesen grub ich nun ein Loch, genügend groß für meinen Körper, und baute am obern Ende einen kleinen Hügel, der meinem Kopfe als Kissen dienen sollte; hierauf legte ich mich nieder und indem ich mit den Händen den Sand über mich häufte, begrub ich mich in denselben bis zum Nacken. Mein treuer Hund lag stets über meinem Körper, bereit Lärm zu machen, sobald von irgend einer Seite Gefahr drohen sollte. Ich hatte indeß niemals Furcht vor wilden Thieren; Krokodile besuchen die freie Küste nicht, sondern halten sich nur in Flüssen und Lagunen auf, und reißende Thiere giebt es keine auf den Inseln. Die einzige Plage, von der ich litt, waren die nächtlichen Wanderungen einer ungeheuren Menge von Bernhardskrebsen aller Größen, deren knirrendes Gelärme mich zuweilen nicht schlafen ließ. Aber sie wurden in ihren Bewegungen durch meinen Hund wohl bewacht und sobald einer nahe zu kommen wagte, ward er sicher plötzlich erfaßt und in eine gebührende Entfernung geschleudert. Schreckte dagegen eine Krabbe von imponirender Erscheinung meinen Hund ab, seine Nase ihren Krallen auszusetzen, so suchte er sie durch Wellen zu verscheuchen, wodurch ich allerdings oft ernstlicher geängstigt wurde, als es der Anlaß verdiente. Gar manche nächtliche Ruhe genoß ich in solchem grabähnlichen Schlafraum und selbst ein gewisses Behagen fehlte zuweilen nicht, wenn die Nacht heiter, der Himmel mit Sternen bedeckt war.“¹

¹ Letters on the Nicobar islands, etc. Addressed by the Rev. J. Gottfried Haensel, the only surviving Missionary, to the Rev. C. J. Latrobe. London 1812. Wir verdanken dieses seltene Schriftchen der Güte des Herrn Dr. Roser von der Gemeinde der mährischen Brüder in Gnabenthal in Südafrika, und glauben nicht, daß dasselbe, trotz seines vielfachen Interesses für die Geschichte der Missionen, jemals in deutscher Sprache erschienen ist. Brown in seiner History of Mission theilt einige kurze Auszüge daraus mit.

Nach solchen Schilderungen muß es wahrhaft Staunen erregen, daß einzelne dieser gläubenseifrigen Männer Jahre lang einen derartigen Zustand ertragen konnten, und gewiß wird Niemand diesen Heroen des Christenthums die tiefste Bewunderung und Anerkennung versagen, welche sie um so mehr verdienen, als ihre Aufopferung bei den wenig empfänglichen Eingeborenen von fast gar keinem Erfolge begleitet war.

Höchst bemerkenswerth erscheint, daß die Mannschaft des österreichischen Schiffes Joseph und Theresia, welche gegen fünf Monate und zwar in der Regenzeit (April bis September) auf den Nikobaren zubrachte, größtentheils vom Fieber verschont blieb. Es beweist diese Thatsache neuerdings, daß die Regenzeit keineswegs die am meisten ungesunde Zeit des Jahres ist, sondern vielmehr die Perioden des Ueberganges von der trockenen zur nassen Saison und umgekehrt als absolut schädlich betrachtet werden müssen. Unstäte, schwache Winde wechseln dann mit Gewitterregen, worauf sich gewöhnlich eine sehr drückende Sonnenhitze fühlbar macht, welche dem feuchten Boden schädliche Dünste entlockt. Später, während der eigentlichen Regenzeit, bei fast immerwährend bedecktem Himmel und constanten Feuchtigkeitsverhältnissen der Luft und des Bodens tritt diese Erscheinung in geringerem Grade auf und wird so auch dem menschlichen Organismus minder gefährlich.

Wir sind daher der Ansicht, daß das Ende des Monats März bis Ende April, so wie die Monate September und October die ungesundesten Perioden bezeichnen, wennschon man zu jeder Jahreszeit auf den Nikobaren vom Fieber befallen werden kann, sobald die in uncultivirten Tropenländern doppelt nothwendigen Vorsichtsmaßregeln außer Acht gelassen werden. Ein Beispiel davon liefert die Mannschaft der dänischen Corvette Galathea. Von 30 Individuen, welche eine Expedition zur Erforschung des sogenannten Galathea-Flusses in der Südbucht Groß-Nikobars mitmachten und blos eine einzige Nacht, von einem Gewitter überrascht, im durchnässten Zustande im Walde zubringen mußten, erkrankten nicht weniger als 21 Mann am Fieber, welches für vier sogar tödtlich endete.

Was unsere eigenen Erfahrungen betrifft, so war der Gesundheitszustand am Bord der Fregatte während eines zweiunddreißigtägigen Aufenthaltes im Archipel höchst befriedigend. Unter 350 Mann kamen im Laufe dieser Zeit nur sechs Fieberfälle vor, welche sich später, während der Fahrt nach der Malakkastraße auf einundzwanzig steigerten. Seltsamer Weise hatten gerade

diejenigen von der Mannschaft, welche niemals während unsers ganzen Aufenthaltes auf den Nikobaren-Inseln ans Land gegangen waren, zu den Fieberfällen das größte Contingent geliefert, während sowohl von den Officieren als auch von den Naturforschern, welche sich Tage lang in Wald und Sümpfen aufhielten und den mannigfachsten Strapazen aussetzten, nur drei erkrankten. Im Ganzen aber hatten selbst die wenigen ernstesten Fälle einen günstigen Verlauf, und als wir im Hafen von Singapore Anker warfen, befanden sich sämtliche Fieberkranke entweder schon wieder ganz wohl oder mindestens im Zustande der Genesung.

Da in Folge des fast undurchdringlichen Urwaldes die Untersuchung des Archipels größtentheils nur auf dem schmalen Streifen des Uferlandes, wir möchten sagen auf die Region der Kokospalme beschränkt blieb, so lassen sich dessen geognostische Verhältnisse nur ungenau, höchstens annähernd bestimmen. Wenn wir annehmen, daß eine von Menschenhand unberührte, durch Cultur nicht veränderte, völlig ursprüngliche Vegetationsdecke in ihrer Verschiedenheit zugleich der Ausdruck der verschiedenartigen Bodenverhältnisse eines Landes ist, so dürfte es uns gelingen, von dem Charakter dieser Urvegetation mit einiger Bestimmtheit auf die Beschaffenheit und die größere oder geringere Fruchtbarkeit des Bodens zurückschließen zu können. Nach dieser Annahme würde

Gemischter Urwald nahe an 0.70 der Gesamtoberfläche der Inseln einnehmen; ein kalk- und alkaliereicher, lockerer, thonig-sandiger, sehr fruchtbarer Boden.

Die ausschließliche Grasvegetation dagegen dürfte 0.15 der Oberfläche, ein unfruchtbarer Thonboden, in Anspruch nehmen.

Der Kokoswald mag auf 0.05 des ganzen Areals geschätzt werden; ein fruchtbarer Kalkboden, aus Korallen-Conglomerat, Korallensand und trockenem Meeres-Alluvium gebildet.

Der Pandanuswald dürfte ebenfalls 0.05 der ganzen Inseloberfläche bedecken; ein culturfähiger Sumpfboden aus Süßwassersümpfen und feuchtem Süßwasser-Alluvium bestehend.

Der Mangrovwald endlich, gleichfalls von einem muthmaßlichen Umfange von 0.05 des ganzen Flächenraumes, ist ein culturunfähiger Sumpfboden aus Salzwassersümpfen und feuchtem Salzwasser-Alluvium gebildet.

Die Gesamtoberfläche der Inseln mag auf ungefähr 545 Quadratseemeilen oder nahezu 34.10 deutsche geographische Quadratmeilen geschätzt werden. Rechnet man auch nur 0.70 der Gesamtoberfläche zum culturfähigen



Vegetationsbild aus dem Mikobaren-Archipel.

Boden, was ohne Bedenken angenommen werden kann, so ergibt sich ein Umfang von 24 deutschen geographischen Quadratmeilen als ertragsfähig. Aber selbst jener Boden, welcher gegenwärtig ausschließlich mit Grasvegetation

bedeckt ist, könnte bei vermehrter Bevölkerung und entsprechender Cultur gewinnbringend gemacht werden und die gegenwärtig nur von circa 5.000 Menschen bewohnten Inseln leicht einer Bevölkerung von 100.000 zum gedeihlichen Aufenthalte dienen.

Das Hauptproduct der Inseln ist gegenwärtig die Kokospalme, welche hauptsächlich am Seeufer, so weit der Korallensand reicht, wächst. Aus diesem Grunde ist auch die Existenz der cultur- und industrieloßen Bewohner auf diese Region beschränkt. Dieses kostbare Gewächs rückt selten tief landeinwärts und wird daher auch von Martius so bezeichnend „die Seeuferpalme“ genannt. Es bleibt indeß noch immer unentschieden, ob die Kokospalme auf den Nikobaren einheimisch, ob sie dahin verpflanzt worden, oder ob sie bei ihrem bekannten Vorrathe, auch im Salzwasser zu keimen, durch die Wellen an diese Inseln gespült, sich allmählig ohne Hülfe des Menschen auf denselben weiter und weiter verbreitet hat.

Man behauptet, der Gewinn, welchen die Handelsleute vom Verkaufe der Kokosnüsse beziehen, belaufe sich zwischen 20 und 40 Procent; um wie viel mehr müßte sich derselbe noch steigern lassen, wenn, wie z. B. auf Ceylon, gleich an Ort und Stelle Delpressen errichtet würden, wodurch der Transport der schwerfälligen Nüsse völlig erspart werden und die Ausfuhr des Deles direct geschehen könnte. Auf den nördlichen Inseln nimmt der Kokoswald wohl ein verhältnißmäßig größeres Areal ein, dagegen fehlt er den südlichen, namentlich Groß-Nikobar fast ganz. Die nördlicheren Inseln sind daher auch bei weitem die bewohnteren und die Kokospalmen sind dort als Eigenthum vertheilt, während sie auf den südlichen Inseln das freie Gemeingut Aller zu sein scheinen.

Der Kokoswald ist fast nirgends ganz ungemischt. Er läßt den Hochwald, der gewöhnlich hinter ihm liegt, gleichsam zwischen sich hindurch bis an das Meeresufer vordringen. An solchen Stellen trifft man gigantische Ficus, Barringtonien, Hernandia, Terminalia, Calophyllum mit ihren riesigen Stämmen und schattigen Laubkronen dicht am Strande mit Tausenden von Schmaragern bedeckt, die Wurzeln von der Brandung bespült. An diese gewaltigen Laubbäume, die den Blicken des Landenden am offenen Strande in ihrer ganzen majestätischen Größe zuerst entgegentreten, knüpft sich hauptsächlich der Eindruck von der Großartigkeit und Ueppigkeit der Vegetation auf den nikobarischen Inseln.

An Wichtigkeit in Bezug auf den Unterhalt der Bewohner steht der Kokospalme zunächst der Pandanus (*Pandanus Molori*) aus der Familie der Pandaneen, dessen Frucht der Reis und das indische Korn ersetzen muß, welche beide, da die Eingeborenen keinerlei Cultur treiben, auf den Inseln nicht vorkommen, obschon die Bodenverhältnisse zu deren Anbau sich vortrefflich eignen würden. Aus den Blättern des Pandanus werden verschiedene Sorten von Matten, welche man auch zu Segeln verwendet, angefertigt.

Der Brotfruchtbaum (*Podocarpus incisa*), welcher einen so reichen Nahrungsstoff liefert, daß, wie Cook¹ erzählt, drei Bäume hinreichen, um einen Menschen acht Monate lang zu ernähren, kommt auf den Inseln in einzelnen Individuen vor, doch sahen wir dessen Früchte von den Eingeborenen niemals genießen. Auch die Banane erscheint nur spärlich gepflanzt, obschon dieses prachtvolle, nach der Kokospalme wohlthätigste Saftgewächs mit seinem lieblichen, grünen Blätter Schmuck nur sehr geringer Pflege bedarf. Zuckerrohr, Muscatnußbäume (*Myristica moschata*) und Kardamomen (*Elettaria*) wachsen und gedeihen auf den meisten Inseln, und Orangen- so wie Citronenbäume von erstaunlicher Tragfähigkeit werden in ganz wildem Zustande in der Nähe von Wohnungen angetroffen.

Von Knollengewächsen fanden wir bloß die Yamswurzel in größerem Maße vorkommen, sie scheint aber von den Eingeborenen mehr als ein Gegenstand des Tausches für die, diese Inseln besuchenden Schiffe, als für den eigenen Gebrauch gebaut zu werden. So weit uns die Bodenverhältnisse bekannt geworden, würde aber auch die Zucca (*Jatropha Manihot*), die süße Kartoffel (die Camote der spanischen Colonien), und andere amerikaniſche Knollengewächse hier eben so gut gedeihen, wie in den heißen, feuchten Niederungen an der Westküste des neuen Continents.

Noch sind es zwei Gewächse, welche, obgleich sie nicht zu den nahrungspendenden Vegetabilien gezählt werden können, gleichwohl als eine Hauptbedingung für die Existenz der Eingeborenen betrachtet werden müssen. Es sind dies die Arecapalme und der Betel-Pfefferstrauch.

¹ „Hat ein Eingeborener der Südsee-Inseln im Leben nur zehn Brotbäume gepflanzt,“ sagt der edle Cook, „so hat er seine Pflicht gegen sein eigenes und sein nachfolgendes Geschlecht eben so reichlich und vollständig erfüllt, als ein Bewohner unseres rauhen Himmelsstriches, der sein Leben hindurch während der Wintertälte gepflügt, in der Sonnenhitze geerntet und nicht nur seine jetzige Haushaltung mit Brot versorgt, sondern auch seinen Kindern noch etwas an barem Gelde kühnlich erspart hat!“

Die Nuß der Arecapalme (*Areca Catechu*) und das grüne Blatt des Betelstrauches (*Piper betle*) bilden, wie schon bemerkt, nebst gebranntem Korallenkalk die Hauptingredienzien des Betels, jener merkwürdigen Kaumischung, welche für die Völker Ostindiens und die angrenzenden Inseln von einem Lugsartikel zu einem Gegenstande des ersten Bedürfnisses geworden ist. Die Arecapalme mit ganz gerade emporsteigendem Stamme und einer ungemein eleganten Krone geschmückt, ist auf der ganzen Inselgruppe einheimisch und kommt daselbst in großer Menge vor. Dieselbe könnte bei dem ungeheuren Verbrauch ihrer Früchte als Kaumittel sowohl, wie in der Heilwissenschaft, wenn die Eingeborenen nur etwas Sinn für Cultur hätten, einen äußerst gewinnbringenden Handelsartikel bilden. Auch der Betel-Pfefferstrauch findet sich fast auf allen Inseln in großer Menge und kommt ohne irgend einer Pflege fort.

Der Reichthum der Wälder an Schmuck- und Bauhölzern ist so groß, daß eine verständige Ausbeutung derselben, indem sie dem Ansiedler culturfähigen Boden gewinnen ließe, zugleich sehr bedeutende pecuniäre Vortheile bieten müßte.¹

Die Zahl der von unseren Botanikern auf der ganzen Inselgruppe gesammelten Pflanzensorten erreicht 280 verschiedene Species, doch dürften bei einer gründlichen Durchforschung des Archipels die phanerogamischen Pflanzen wohl noch um die Hälfte vermehrt werden können.

Die Nikobaren-Inseln sind von einem gelehrten Mitgliede der Gesellschaft der Aerzte in Wien in den der Expedition übergebenen Desideraten als einer derjenigen Orte in Asien bezeichnet worden, welche sich durch Lage, Bodenverhältnisse und Klima zum Anbau der für die Heilwissenschaft so wichtigen Chinabäume ganz besonders eignen dürften. Es wurde auch, so weit es die Flüchtigkeit unseres Aufenthaltes gestattete, die Berücksichtigung dieses Gegenstandes nicht aus den Augen verloren, allein die im Laufe der

¹ Bei der großen Aehnlichkeit, um nicht zu sagen Gleichheit, der Vegetationsverhältnisse des Nikobaren-Archipels mit jenen der umliegenden Inseln und Continente, erlauben wir hier auf eine vortreffliche Arbeit eines österreichischen Naturforschers, des gelehrten Dr. Hefser hinzuweisen, welcher in der Blüthe seiner Jahre auf den Andamanen-Inseln, von einem vergifteten Pfeile der Eingeborenen getroffen, seinem Fortschereifer zum Opfer fiel. Der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien gebührt das Verdienst, diese höchst werthvolle Abhandlung unter dem Titel: Dr. J. W. Hefser's gedruckte und ungedruckte Schriften über die Tenasserim-Provinzen, den Merguis-Archipel und die Andamanen-Inseln in ihren Mittheilungen III. Jahrg. 1859, 3. Heft zuerst in deutscher Sprache veröffentlicht zu haben.

Erdumseglung gemachten Erfahrungen haben uns zu einer ganz anderen Ueberzeugung geführt als diejenige war, von welcher man ausging, als man die Verpflanzung der Chinabäume aus ihrer Heimat an der Westküste Südamerika's nach Asien für eine im Interesse der Menschheit dringendst gebotene Maßregel erklärte. Die Chinabäume sind nämlich in Peru, Bolivien und Ecuador durchaus nicht, wie man voraussetzte, der Ausrottung nahe; die Gewinnung der Rinde wird sogar an den meisten Orten systematisch betrieben, und an eine empfindliche Theuerung oder Abnahme des edlen Heilstoffes ist durchaus nicht zu denken. Wir werden Gelegenheit haben während der Schilderung unsers Aufenthaltes auf Java und an der Westküste Südamerika's auf diesen Gegenstand umständlicher zurückzukommen und wollen hier bloß beifügen, daß schon die große Kostspieligkeit eines solchen Culturversuches und die außerordentliche Pflege und Sorge, welche die jungen Chinapflanzen eine lange Reihe von Jahren hindurch, ohne den geringsten Nutzen abzuwerfen, erheischen, ein derartiges Unternehmen auf den Nikobaren-Inseln als hoffnungslos erscheinen lassen, selbst wenn sich deren klimatische Verhältnisse besser als wir vermuthen, dazu eignen würden.

Die Thierwelt ist auf den Nikobaren nichts weniger als reichlich vertreten, denn selbst das Meer, welches die Inseln umgiebt, bietet verhältnißmäßig nur eine geringe Menge von Thieren und keineswegs in größerer Mannigfaltigkeit dar.

An Säugethieren sind sämmtliche Eilande, welche diese Inselgruppe bilden, arm. Wir trafen daselbst nur acht Arten an, von denen jedoch bis jetzt nur eine einzige beschrieben ist. Es ist dies eine zur Gattung der Makako's gehörige Affenart (*Cercocebus carbonarius*), welche sich in den Wäldern auf den Bäumen umhertreibt. Die übrigen Säugethiere, deren wir habhaft wurden, waren drei verschiedene Arten von Flughunden (*Pteropus* und *Pachysoma*), von denen zwei fast von der Größe des javanischen Kalongs sind, die dritte aber, welche häufig die Palmen umschwärmt, beträchtlich kleiner und so wie die beiden anderen, auf Kar-Nikobar und Sambelong oder Groß-Nikobar ziemlich häufig ist. Ferner eine zu den kleinsten Formen gehörige Fledermaus (*Vesperugo*), welche auf Ramorta während der Dämmerung um die Hütten der Eingeborenen herumfliegt, eine große Kletterspitzmausart (*Cladobates*), die auf der Insel Sambelong in den Palmenwäldern wohnt, und zwei verschiedene Mäusearten (*Mus*). Die eine derselben, fast von der

Größe unserer Wanderratte, welche wir nur auf Kar-Nikobar und Sambelong zu sehen Gelegenheit hatten, treibt sich stets in den Kronen der Kokospalmen umher, ist äußerst schnell, nur sehr schwer zu sehen und daher auch schwer zu schießen. Sie richtet arge Verwüstungen in den Palmenwäldern an, da sie sich hauptsächlich von den Kernen der Kokosnüsse nährt; unter 15 bis 20 Früchten, die von den Bäumen herabgeschlagen wurden, waren stets 4 bis 5 vollkommen ausgefressen, und zahlreiche angenagte Früchte lagen auch allenthalben auf dem Boden zerstreut. Eine zweite, an Größe unserer Hausratte gleichkommende Art lebt auf Kar-Nikobar in Erdlöchern und theilt ihren Aufenthalt mit einer Krabbenart (*Gecarcinus*), mit der sie in vollster Eintracht zusammen wohnt.

Eine größere Mannigfaltigkeit bietet die Classe der Vögel im Archipel dar, indem derselbe, so viel bis jetzt bekannt ist, wohl gegen vierzig Arten beherbergt. Von Papageien finden sich hier nur drei zur Gattung der Halsband-Parakit's gehörige Arten, von denen die eine (*Palaeornis erythrogenys*) auf Ramorta sehr häufig ist und allenthalben in den Hütten der Eingeborenen angetroffen wird. Die Raubvögel sind nur sehr sparsam vertreten, denn außer einer Nachteule (*Syrnium seloputo*) und einer Sperberart (*Accipiter*), die wir erlegten, sahen wir nur einen See-Adler (*Haliaëtus*), der auf Kar-Nikobar und Tillangschong oft zu mehreren Paaren vereint die Felsengipfel umkreiset.

Eine Krabbenfängerart (*Todiramphus occipitalis*) und eine Art aus der Gattung der Eisvögel (*Alcedo*) halten sich in der Nähe der Ufer auf. Weit zahlreicher dagegen sind die Bewohner der Wälder. Man trifft daselbst Repräsentanten der Familien der Kuckucke, Pirole, der Glanzstaare, Grakeln, Staare, Bulbuls, Drosseln, Drongo-Würger, Fliegenschnäpper, Buschkriecher und Honigvögel.

Besonders häufig sind auf Kar-Nikobar ein kleiner Honigvogel (*Nectarinia pectoralis*), ein Pirol (*Oriolus macrourus*) und eine Staarart (*Sturnia erythropygia*); dagegen kommen diese beiden letzteren Arten auf Ramorta in weit geringerer Menge vor, während hier wieder der Mainavogel (*Gracula religiosa*) in sehr großer Anzahl angetroffen wird und fast in keiner Hütte fehlt. Die Schwalben scheinen nur in zwei Salangan-Schwalben ihre Vertreter zu finden, von denen die eine (*Callocalia fuciphaga*), welche keine genießbaren Nester baut, längst bekannt ist und auf

Kamorta und Sambelong in Uferhöhlen nistet, die zweite Art aber (*Calocallia Cinchi*), deren Nester genießbar sind, erst neuerlichst beschrieben wurde.

Den größten Reichthum bieten die Nikobaren aber an taubenartigen Vögeln dar, von denen nicht weniger als sechs verschiedene Arten (*Treron chalycopterus*, *Carpophaga sylvatica*, *bicolor* und *litoralis*, *Macropygia rufipennis* und *Caloenas nicobarica*) und meist in sehr großer Anzahl daselbst getroffen werden. Doch sind nicht sämtliche Arten auf allen Inseln und auch nicht in gleicher Menge vorhanden. Auf Kar-Nikobar halten sie sich vorzüglich auf der Südseite der Insel auf und zwar in Schaaren von 15 bis 20 Stücken, die nach der Brutzeit zu mehreren Familien vereint herumstreichen. Am häufigsten ist hier die Waldtaube (*Carpophaga sylvatica*), und noch weit zahlreicher auf Tillangichong. Auch auf Sambelong werden viele Tauben angetroffen, doch am reichsten an diesen Vögeln ist die Insel Treis, wo namentlich die weiße Litoraltaube (*Carpophaga litoralis*) in überwiegender Anzahl erscheint.

Das nikobarische Fußhuhn (*Megapodius nicobariensis*), welches der einzige Repräsentant der Scharrvögel auf dieser Inselgruppe ist, haben wir nur auf Kamorta und häufiger noch auf Sambelong getroffen. Dieser höchst merkwürdige Vogel legt seine Eier in große, einige Fuß hohe Sandhausen, die er sich an den Ufern zusammenscharrt, und wird von den Eingeborenen fast als Hausthier benützt, indem sich dieselben zeitweise einen Theil der Eier aus jenen Sandhausen zu ihrem häuslichen Gebrauche holen.

Unter den Wadvögeln sind die hühnerartigen Sumpfvögel noch am meisten vertreten, da bis jetzt sieben verschiedene Arten von den Nikobaren bekannt sind; eine Regenpfeiferart (*Charadrius*), welche wir auf Sambelong fanden, zwei Arten von Bradvögeln (*Numenius*), von denen die eine auf Kar-Nikobar, die andere auf Kondul gesammelt wurde, und vier Arten von Wasserläufern (*Totanus*), die zum Theil auf Kar-Nikobar, zum Theil auf Sambelong und Kondul angetroffen werden.

Weit ärmer an Arten sind die reiherartigen Sumpfvögel, da nur zwei Reiherarten (*Ardea*) und eine Laufreiherart (*Dromas*) bisher gefunden wurden. Die beiden ersteren trafen wir auf Kar-Nikobar, die letztere auf Sambelong, wo sie sich mit den übrigen Sumpfvögeln am Ufer herumtreiben.

Eine Seeschwalbenart (*Omphoprion melanauchen*), welche wir auf Trinkut auf den weit in die See hinausragenden Korallenriffen und auf

Rondul am Ufer getroffen haben, ist der einzige Schwimmvogel, dem die Zoologen im Nikobaren-Archipel begegneten.

Die Classe der Reptilien lieferte nur eine geringe Ausbeute, da nicht mehr als zwölf verschiedene Arten daselbst erbeutet wurden, von denen aber sieben bisher noch nicht beschrieben sind. Fast die Hälfte der Arten haben diese Inseln mit Java gemein.

In den Wäldern von Kar-Nikobar trifft man in großer Menge zwei Arten aus den Familien der Kanten- und Kropf-Galeoten (*Gonyocephali* und *Calotae*) auf dem Boden an, die jedoch, wenn sie verfolgt werden, sich mit außerordentlicher Schnelligkeit bis hoch in die Wipfel der Bäume flüchten. Noch kommen daselbst zwei Arten von Kiel-Scinken, eine große und eine kleinere (*Eutropis multifasciata* und *Liotropis Ernesti*) vor, die beide auch Java angehören, so wie eine noch unbeschriebene Glanz-Scinkart (*Lampropholis*). Auf Ramorta trafen wir den Lappenschwanz-Gecko (*Ptychozoon homalocephalum*) an, der auch auf Java lebt.

Von Schlangen fanden wir in den Wäldern von Kar-Nikobar eine kleine höchst ausgezeichnete, zu den Blind-Schlangen (*Typhlophes*) gehörige Art und außerdem nur noch zwei kleinere Arten von Giftschlangen, und zwar aus der Familie der Gruben-Schlangen (*Bothrophes*). Nach der Aussage der Eingeborenen sollen aber sehr viele giftige Schlangenarten in den Wäldern daselbst hausen, durch welche sie an dem Eindringen in das Innere der Insel verhindert werden. Unsere Ausbeute an See-Schlangen beschränkte sich nur auf die im indischen Ocean weit verbreitete schöne gebänderte Ruderschlange (*Platurus fasciatus*), welche häufig im Meere um Kar-Nikobar herum lebt, und bisweilen nach der Ebbe auch in den Tümpeln auf den Korallenbänken zurückbleibt. Außer See-Schildkröten, welche bisweilen gefangen werden, scheint es keine anderen Arten auf den Inseln zu geben, und von Fröschen war es nur eine kleine Krötenart (*Dicidophryne*), welcher wir auf Kar-Nikobar ansichtig wurden. Daß aber selbst Krokodile auf den Nikobaren leben, beweiset der Schädel eines jungen Thieres des auch auf Java und anderen Inseln des indischen Archipels heimischen Leisten-Krokodiles (*Crocodylus biporeatus*), den wir auf Kar-Nikobar vorfanden. — Auf Tillangschong, Ramorta, Sambelong und Rondul trifft man die nämlichen Reptilienarten wie auf Kar-Nikobar, doch sind sie auf jenen Inseln in geringerer Menge vorhanden.

An Fischen ist das Meer um die Nikobaren nicht besonders reich. Weder die bei Kar-Nikobar, Komorta, Kondul, Milu und Sambelong ausgeworfenen Netze, noch der Fang mit der Angel erprobten einen größeren Reichthum. Auf Komorta machten wir nur eine geringe Ausbeute an Fischen, denn einige Klippfisch-Arten (*Chaetodontes*) waren nebst einem Schnäpperfische (*Acanthurus*), einem Seebarsche (*Serranus*), einem Hornfische (*Balistes*), einer Muräne (*Muraena*) und einer Rochenart (*Raja*) Alles, was wir hier erhielten. Um die Felsengruppen von Lillangschong tummelten bloß buntfarbige Schleimfische (*Blennius*), aber in außerordentlicher Menge hurtig umher.

Selbst auf Sambelong, an dessen Küste noch die meisten Fische vorkommen und wo wir auch die größte Ausbeute an Seefischen machten, beschränkte sich dieselbe bloß auf eine Meeräschen- (*Mugil*), Hornhecht- (*Belone*) und Stachelbauch-Art (*Tetrodon*), zwei Arten aus der Familie der Makrelen (*Scomberi*) und eine aus jener der Häringe (*Clupeae*), welche die häufigste unter allen war, so wie auch auf einige Arten von Stachelklossern (*Acanthopterygii*).

Noch ärmer als das Meer scheinen die süßen Gewässer zu sein. Der einzige Süßwasserfisch, welchen wir auf Kar-Nikobar zu sehen bekamen, war eine sechs bis acht Zoll lange, der Gattung der Weißfische (*Leuciscus*) nahe stehende Art, welche in einem durch dichte Wälder strömenden Flusse in ziemlich großer Menge vorkommt. Auf Kondul trafen wir in den Tümpeln, welche die von den Felsen herabrieselnden Quellen zur trockenen Jahreszeit bilden, eine sehr schöne Art aus der Familie der Meeräschen (*Mugiles*) und eine Aalart (*Anguilla*), welche zwei Fuß in der Länge hatte. Beide sind aber wahrscheinlich Meeresbewohner, welche während der Regenzeit, wo die Gewässer angeschwollen sind, bis hierher in den Fluß hinaufsteigen und nach Ablauf des Wassers in den Tümpeln zurückbleiben.

Selbst die Insecten-Fauna bietet auf den Nikobaren keinen besonderen Reichthum dar. Auf Kar-Nikobar ist im Allgemeinen nur wenig aus dieser Thierklasse vorhanden und namentlich erscheint die Zahl der Käfer auffallend gering. Am zahlreichsten sind noch die Schmetterlinge vertreten, und insbesondere die Pyraliden, deren Individuenzahl sehr bedeutend ist. Schwärmer hingegen dürften auf der Insel gänzlich fehlen. Einige Cicaden, Wanzen- und Orthopteren-Arten, darunter eine große Geisenitzschrecke (*Bacillus*),

waren nebst einer ziemlichen Anzahl von Netzflüglern und wenigen fliegen- und wespenartigen Insecten Alles, was wir sonst aus dieser Thierklasse auf Kar-Nikobar trafen.

Auf Tillangschong bemerkten wir in der Umgebung eines Felsenbaches im Walde mehrere Fliegenarten (Stratiomyden, Helomyziden, Calobata und Ochthera); auch eine Mückenart (*Culex*) fand sich in großer Menge vor und wurde durch ihre Stiche sehr lästig.

Eben so wenig zahlreich sind die Insecten auf Kamorta, mit Ausnahme der Stubenfliege, die in so ungeheurer Menge schwärmt, daß man sich ihrer kaum erwehren kann. Auch eine große *Chrysopa*-Art ist hier nicht selten und eine Schwebfliegenart aus der Gattung *Anthrax* fanden wir mitten im dichten Walde. Auf Sambelong, wo überhaupt größere Mannigfaltigkeit im Thierleben herrscht, gab sich dieselbe auch unter den Insecten kund, obgleich auch hier die Zahl der Individuen keineswegs bedeutend erscheint.

Die Insel Treis bot nur einige Schwimmkäfer (*Hydroporus* und *Hydrophilus*) und eine Wasserwanzen- (*Ploa*) und Heuschreckenart (*Tetrix*), welche letztere in ungeheurer Menge auf dem zähen Schlamm umher sprang.

Von Spinnen kommen die meisten Arten auf Kamorta vor und darunter mehrere große, durch Schönheit in der Farbenzeichnung glänzende Arten.

Die krebsartigen oder Krusten-Thiere sind auf den Nikobaren nur in den Eremitenkrebse (*Paguri*) in reichlicher Menge vertreten und zwar kommen dieselben am zahlreichsten auf Kar-Nikobar vor, wo nicht nur sehr verschiedene Arten angetroffen werden, sondern auch die Zahl der Individuen so bedeutend ist, daß sie allenthalben den Strand überdecken. Doch bleibt ihr Aufenthalt nicht bloß auf die Gesteade des Meeres allein beschränkt; sie ziehen auch bis auf eine Entfernung von einer halben Stunde vom Ufer weit in die Wälder hinein, wo sie, in den Gehäusen der verschiedenartigsten Seesnecken eingeklammert, auf dem Boden oder auch selbst auf Sträuchern umherkriechen und sogar an den Stämmen der Bäume emporklettern. Selbst in den Gehäusen einer Landschnecke, und zwar einer *Cyclophorus*-Art, schlugen diese Thiere ziemlich häufig ihre Wohnung auf, von welcher sie jedoch offenbar erst auf dem Lande Besitz ergriffen haben. Die Zahl der kurzschwänzigen Krebse oder Krabben ist weit geringer. Auf Tillangschong sind die Eremitenkrebse seltener und von Krabbenlöchern war am Boden durchaus nichts zu bemerken. Dagegen fanden wir daselbst in einem

kleinen Bache, der bei seinem steilen Absturze von den Felsen mehrere Tümpel bildete, eine der Gattung *Hippolytus* nahe stehende, zur Gruppe der langschwänzigen Krebse gehörige Art. Eine kleine Art Muschelkrebse (*Cypris*) erbeuteten wir zwischen Wasserlinsen in einem Sumpfe auf der Insel Treis.

Mollusken sind auf allen Inseln, wenn auch nicht überall in größerer Mannigfaltigkeit und reichlicher Menge vorhanden. An See-Schnecken und Muscheln fehlt es nirgends am Strande, obgleich die Zahl der Arten im Allgemeinen nicht bedeutend ist. Repräsentanten der Gattungen *Litorina*, *Melampus*, *Pyrasus*, *Telescopium*, *Natica*, *Nerita*, *Cerithium*, *Ostrea*, *Donax* und *Cyrene* können auf Kar-Nikobar und Ramorta in einem Umfange von wenigen Schritten zu Hunderten gesammelt werden. An den Felsenklippen, die während der Fluth unter Wasser stehen, trafen wir auf Kar-Nikobar eine kleine *Parmophorus*-Art, auf Tillangschong mehrere Arten von Schwimmschnecken (*Nerita*, *Natica* und *Neritopsis*), nebst einer großen Napfschnecke (*Patella*), welche an dem Gesteine hingen, und auf Milú eine Käferschnecke von sehr ansehnlicher Größe, die sich in den Löchern und Spalten der Klippen aufhält. Sehr arm ist das Meer aber um die Nikobaren an schalenlosen Mollusken, unter denen eine herrlich gefärbte *Doris*-Art, die wir an den Felsen um Kar-Nikobar gefunden, am meisten ausgezeichnet war.

In den Wasserpfützen, welche auf Tillangschong durch die von den Felsen herabstürzenden Bäche gebildet werden, trafen wir in ziemlich großer Menge mehrere Arten Schwimmschnecken (*Nerita chrysostoma*, *costata* und *polita*) an, die bis zu einer bedeutenden Höhe vom Meeresstrande hinaufgewandert waren.

Süßwasser-Schnecken kommen allenthalben vor und zum Theile mit See- und Land-Schnecken gemengt, wie dies namentlich auf Kar-Nikobar der Fall ist, wo der ganze Boden im Walde, der, so weit er eben und nur wenig über dem Meeresspiegel erhaben ist, zur Regenzeit ausgedehnte Sümpfe bilden mag, mit Gehäusen von *Melanien*-, *Neriten*- und einer *Scarabus*-Art völlig übersäet ist. Eine *Planorbis*-Art fanden wir in den Sümpfen auf Treis. Auf Kondúl, wo Konchylien nicht sehr häufig sind, sammelten wir in den Pfützen eines Felsenbaches zwei Arten der Gattung *Pyrena* und eine *Neritina*-Art. Landschnecken kommen am zahlreichsten auf Ramorta vor, wo die Gattungen *Helix*, *Carocolla*, *Pupina*, *Helicina*, *Cyclophorus*, *Bulimus* und selbst *Clausilia* vertreten sind.

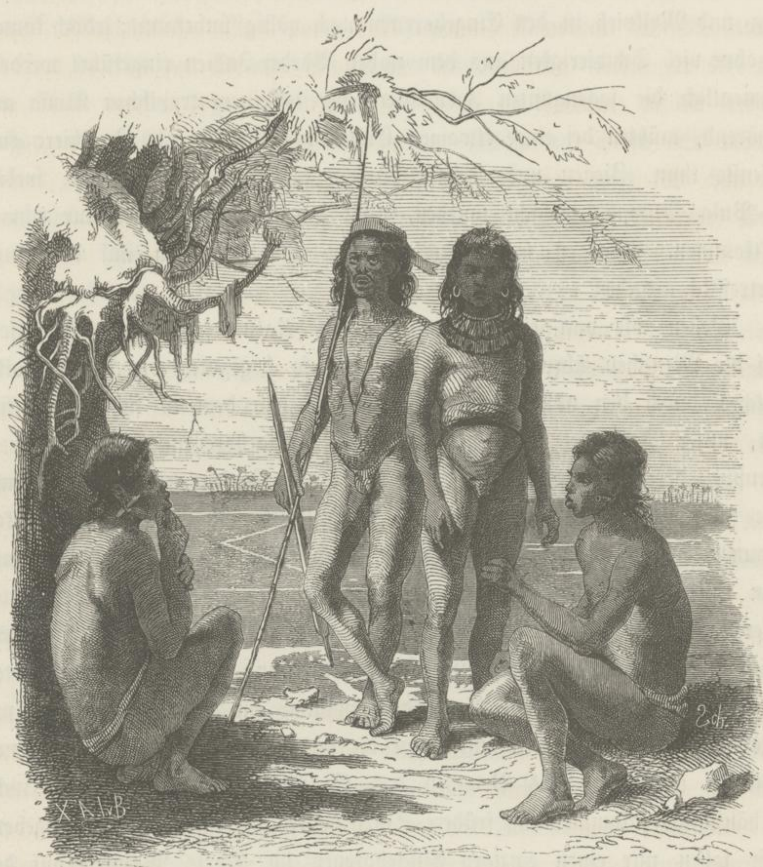
Die übrigen Classen der niederen Thiere scheinen auf den nikobari-schen Inseln eben so wenig als die anderen eine größere Mannigfaltigkeit zu bieten. Auf Kar-Nikobar, wo sich die Korallenriffe auf der ganzen Insel so weit man sehen konnte längs des Strandes erstrecken und stellenweise auch ziemlich weit in die See hinein ragen, gewähren dieselben nichts weniger als eine reiche Ausbeute. Nur Bruchstücke von Tubiporen, Gorgonien, Edelkorallen, Madreporen, Milleporen, Alcyonien und Nephthyen bedeckten daselbst den Strand. Die flachen Klippenbänke, welche zur Ebbezeit zum Theile trocken liegen, sind nicht sehr reich an Thieren, da die meisten verborgene Stellen oder die Unterseite der Felsen zu ihrem Aufenthalte wählen. Eine *Sipunculus*-Art war fast das Einzige was wir hier an ganz niederen Thieren sammelten. Planarien, Aphroditen, Würmer, Actinien und selbst Echiniden waren nicht zu sehen. Dagegen strecken zahlreiche Seesterne (*Asterias*) ihre Arme aus den Löchern, an deren Wänden sie so fest angeklammert sind, daß man sie nur zertrümmert aus denselben herausbekommen kann. Auch eine kleine Seeigel-Art (*Echinus*) war reichlich vorhanden und es scheint, daß das Thier die Vertiefung in dem Gesteine, in der es sesshaft, sich selbst aushöhlt, denn alle stecken in mehr oder weniger langen und bis auf vier Zoll tiefen sackförmigen Löchern, die an ihrem hinteren, geschlossenen Ende weiter als an ihrem vorderen Ausgange sind, so daß es schwer war diese Thiere unverletzt herauszuholen. In großer Menge lagen auch verschiedene *Holothurien*-Arten auf den Klippenbänken umher und insbesondere *Holothuria quadrangularis* und eine andere schwarzfärbige Art. *Holothuria edulis*, eine der genießbaren Seegurken, fanden wir hier zwar nicht, trafen sie aber bei den Eingeborenen für den chinesischen Handel zubereitet an. Quallen fehlen in dem Meere um die Ufer von Kar-Nikobar gänzlich. Auf Tillangschong, wo wir nur eine Actinien- und Sabellen-Art an den Felsenklippen bemerkten, erhielten wir eine durch ihre Schönheit besonders ausgezeichnete, sonst nirgends angetroffene Seeigel-Art (*Echinus atratus*) in der heftigsten Brandung an der steilen Küste, und auf Karmorta eine große herrlich gefärbte Seestern-Art (*Echinaster*).

An der Landungsstelle auf Pulo Milú stießen wir auf eine größere Korallenbank, auf welcher mehrere *Holothurien*-Arten lebten und darunter auch *Holothuria edulis*, wiewohl nur in sehr geringer Menge.

Die Hausthiere, welche von den Eingeborenen gehalten werden, sind Hunde, Katzen, Schweine und Hühner, und man trifft dieselben auf allen Inseln an, auf denen die Kokospalme wächst. Der Hund, ein glatthaariger Spitz von heller, bräunlichgelber Farbe mit aufrechtstehenden Ohren, ist feig. Sein Bellen macht mehr den Eindruck eines Geheules. Katzen und Hühner sind vollkommen mit den in Europa gehaltenen Racen übereinstimmend. Zug- und Melkvieh ist den Eingeborenen noch völlig unbekannt; jedoch könnte es ohne viel Schwierigkeit aus dem nahen Vorder-Indien eingeführt werden. Namentlich die sogenannten Zebuochsen, bereits einem tropischen Klima angehörend, müßten bei einer etwaigen Cultur des Bodens als Zugthiere gute Dienste thun. Ziegen und Schafe dürften nach den Erfahrungen, welche in Pulo Pinang gemacht wurden, auch auf den Nikobaren nur schwer fortkommen. Dagegen müßten alle Arten von Federvieh auf der Insel vortrefflich gedeihen.

Gehen wir von einer Skizzirung der Naturbeschaffenheit der Inseln auf die Menschen über, die sie bewohnen, so begegnen wir einem Volke, welches durch den völlig primitiven Zustand, in dem es sich noch befindet, unser Interesse auf sich zieht. Die Eingeborenen der Nikobaren-Gruppe, deren Gesamtzahl auf 5 bis 6000 Seelen geschätzt wird, sind, wie schon früher bemerkt, groß und wohlgestaltet, ihre Haut, von dunkelbrauner, bronzähnlicher Farbe, erhält durch die Sitte sich den Körper mit dem Oele der Kokosnuß zu salben, vielfach eine glänzende Tinte und einen eigenthümlichen Geruch. Wahrscheinlich hat diese Beölung in der Absicht ihren Grund, dadurch überflüssige Hautausdünstung, so wie Hautkrankheiten zu verhindern, ähnlich wie die Indianerstämme im Westen des Mississippi ihre nackten Leiber zum Schutz gegen die directe Einwirkung der Kälte mit Thierfett einreiben. Das Bemalen des Gesichtes scheint unter ihnen nicht so häufig vorzukommen als frühere Schriftsteller über die Nikobaren angeben. Wir sahen nur einen einzigen Eingeborenen im Dorfe Malakka auf der Insel Mangkauri, welcher sich Stirne und Wangen mit dem rothen Farbstoffe der Samenkörner der *Bixa orellana* beschmiert hatte. Tättowirungen sind uns niemals aufgefallen, ja selbst den schönen, zuweilen wahrhaft kunstvollen Hautpunktirungen der sie besuchenden Birmesen und Malayen auf Händen und Füßen scheinen sie keinen Geschmack abzugewinnen. Leberflecke auf der Brust und auf den Armen sind eine ziemlich häufige Erscheinung. —

Die Stirne der Nikobarer ist leicht gewölbt, in vielen Fällen sogar schön geformt, fällt aber etwas zurück; ihr Gesicht ist in der Regel breit, und nähert sich, wenn man die ziemlich starken Jochbeine nicht berücksichtigt, der ovalen Form. Die Hinterhauptschuppe ist platt und eingedrückt, ein Umstand, dessen schon Fontana in seinem bekannten Tagebuche Erwähnung thut, der aber



Eingeborene des Nikobaren-Archipels.

um so mehr eine besondere Berücksichtigung verdient, als wir in Folge angestellter Messungen und auf Grund eingezogener Erkundigungen mit Bestimmtheit annehmen zu können glauben, daß diese Modification in der Form des Schädels nicht in der natürlichen Structur der Race liegt, sondern künstlich

hervorgebracht ist. Wir erfuhren nämlich, daß unter den Eingeborenen Nangauri's und anderen Inseln die Sitte besteht, den Kopf des neugeborenen Kindes, wahrscheinlich nach den Regeln des nikobarischen Schönheitsgesetzes, platt zu drücken, und daß dieses Experiment, eines bessern Erfolges wegen, eine geraume Zeit lang durch verschiedene künstliche Mittel wiederholt wird. Die Nase ist von gewöhnlicher Größe, aber immer ungemein breit und ohne feinen Schnitt; einzelne Individuen fanden wir auffallend langnasig. Durch den ekelerregenden Gebrauch des unaufhörlichen Betelkauens erscheint ihr großer Mund krankhaft verändert. Auf der Insel Treis sahen wir einen älteren Eingeborenen, dem das übermäßige Betelkauen die Zunge bereits in ähnlicher Weise angegriffen hatte wie die Zähne. Das Kinn ist gewöhnlich ohne hervorstechenden Charakter, etwas zurückweichend. Die Fohbeine sind breit und hervorragend, die Fohbrücke hat eine ziemlich starke Bogenspannung. Die Ohren sind klein, die Ohrläppchen dagegen so breit durchbohrt, um ein zolldickes Bambusröhrchen als Verzierung darin tragen zu können. Einzelne benützen diese breite Oeffnung, um Cigarren aufzubewahren.

Die spärlichen Augenbrauen wölben sich nicht über den ganzen Bogen des Augenhöhlenrandes. Das Haar ist meistentheils schön, schwarz, dicht und weich, manchmal auf beiden Seiten weit herabfallend. Der Bart ist bei allen Nikobarern sehr spärlich, und Fälle eines Schnurr- oder Spitzbartes sind seltene Ausnahmen. Indes scheint ein Bart auch nicht zu den Dingen zu gehören, welche das Schönheitsideal eines Nikobarers ausmachen. Wenigstens sahen wir die Eingeborenen, so oft sie Gelegenheit fanden aus unseren Etuis eine Schere zu erhaschen, stets eifrig bemüht, sich selbst der wenigen Haare zu entledigen, welche auf der Oberlippe zu beiden Seiten des Mundes und in der Mitte des Kinnes zuweilen schüchtern zum Vorschein kamen. Ihr Gesichtsausdruck ist im Allgemeinen ernst, ruhig, gleichgültig. Wir bemerkten in ihren Zügen niemals eine Bewegung, welche eine Freude über ein erhaltenes Geschenk zu erkennen gegeben hätte, auch wenn sie erst großes Verlangen nach dessen Besitz zeigten. Die einzige Erregtheit, welche manchmal ihre, im Allgemeinen so gleichgültigen Gesichter verriethen, war ein Ausdruck der Angst und Besorgniß, wenn sie eine größere Anzahl Menschen auf der Insel landen sahen. Die überraschend große Physiognomien-Ähnlichkeit der einzelnen Individuen dürfte wohl in der Gleichartigkeit ihres psychischen Zustandes, in dem geringen Anlaß zu Gemüthsaffecten, so wie in den engen Heiraten ihren

Grund haben, welche unwillkürlich dort stattfinden müssen, wo, wie hier, ein paar hundert Menschen oft die ganze Bevölkerung eines Eilandes ausmachen und der Verkehr mit den Nachbarinseln ein so beschränkter ist.

Die Angabe Fontana's, daß die Eingeborenen sich niemals die Nägel schneiden, dagegen ihre Augenbrauen abrasiren, haben wir auf keiner der von uns besuchten Inseln bestätigt gefunden, wenngleich sich einzelne Individuen wahrscheinlich in Nachäffung der malayischen und chinesischen Sitte bisweilen ganz ungewöhnlich lange Nägel wachsen lassen. Verkrüppelte oder in ihrer Entwicklung zurückgebliebene Individuen sahen wir bloß zwei, zu ersteren gehört ein Eingeborener auf Kar-Nikobar, dem durch eine Verrenkung der Armspeichen im Handwurzelgelenke der linke Arm völlig abgemagert und lahm war; zu den zweiten eine Art Zwerg auf derselben Insel mit markirter, kindlicher Fettleibigkeit an den Extremitäten und mit so schwulstigen verkürzten Fingern, daß er im Orte der Kurzfingerige (Kiutakunt) genannt wird.

Von dem Fluche syphilitischer Krankheiten scheinen die Eingeborenen bisher noch verschont geblieben zu sein. Auch über das muthmaßliche zeitweilige Auftreten verheerender Seuchen vermochten wir zu keiner Gewißheit zu gelangen; indeß haben sie in ihrer Sprache ein Wort für Pocken (Mallók), wovon wir uns durch die Confrontation eines Malayen, dessen Gesicht von den Narben dieser bössartigen Krankheit fürchterlich entstellt war, zu überzeugen Gelegenheit fanden.

Obwohl bei einem Klima von einer jährlichen Durchschnittswärme von 25° C. das Bedürfniß einer Körperbekleidung völlig wegfällt, so tragen doch die Eingeborenen ein außerordentliches Verlangen nach europäischen Kleidungsstücken, und wenn es überhaupt möglich ist, ihren kalten, gleichgültigen, unbeweglichen Gesichtern irgend einen Zug der Befriedigung abzulocken, so kann dies gewiß nur durch die Beschenkung mit einem Hemd, einem Rock oder einem runden, schwarzen Seidenhute geschehen. Da aber die Eingeborenen selten mehr als ein Kleidungsstück erhalten und oft so manches Jahr wieder vergeht, bis sich zu diesem ein zweites findet, um den Anzug allmählig zu completiren, so erscheinen die Nikobarer vor den Fremden in den wunderlichsten Aufzügen, bald ganz nackt, bloß einen runden, schwarzen Hut am Kopf; oder ohne Hemd, Hose und Kopfbedeckung nur in einem Frack gespreizt daher stolzirend, der am plumpen, nackten Leibe des braunen Natursohnes

weit mehr das Ansehen einer Zwangsjacke hat, als das eines behaglichen Toilettestückes.

Ueberhaupt tragen die Eingeborenen bei der Wahl eines Kleidungsstückes mehr der Eitelkeit als dem wahren Bedürfnisse und der Zweckmäßigkeit Rechnung. Ein großer, runder, weißer Hut mit breiter Krämppe, den wir einem Eingeborenen schenkten, fand nicht den geringsten Anklang, obwohl derselbe durch Farbe und Form weit mehr gegen die directe Einwirkung der Sonnen-



Inneres einer Hütte.

strahlen schützte, als ein hoher, schmalkrämpiger, schwarzer, modischer Seidenhut, auf dessen Besitz die Bewohner von Kar-Nikobar und Nangkauri einen ganz besondern Werth legen. Im Tauschhandel geben sie für eine solche, oft schon ganz abgenützte Kopfbedeckung gerne 1600 Kokosnüsse, während sie für ein langes, breites Stück buntfarbigen Musselin, in welches sie ihre Todten zu hüllen pflegen, nicht mehr als 1200 reife Kokosnüsse bieten. Der idealste Kopfsputz der Nikobarer aber ist ein Stirnband aus getrocknetem Bast,

das ihnen ein äußerst malerisches Ansehen giebt. Bierzehen, Halschnüre, Glasperlen sehen wir sie nur wenig tragen, kaum zwei oder drei junge Männer hatten Hals und Hände mit ziemlich massiven Ringen aus Silber und Eisendraht verziert.

Die Wohnungen der Nikobarer sind größtentheils runde, bienenkorb-artige Hütten, die auf 6 bis 8 Fuß hohen Pfählen ruhen. Einfach, wie der Bau dieser Hütten ist, entbehrt derselbe dennoch nicht, namentlich auf der Insel Kar-Nikobar, einer gewissen Zierlichkeit, wir möchten fast sagen Eleganz, und sowohl die Bedachung aus Palmenstroh, als auch die aus Palmenstäben und Rotanggeflecht gebildeten Wände sind Spuren einer beachtungswerthen Industrie. Die Eingeborenen kauern oder hocken im Allgemeinen auf der Erde oder sitzen auf einer zufällig am Boden liegenden Kokosnuß, während sie sich des Nachts auf eine Blüthenscheide der Arecapalme hinstrecken und ihrem Kopfe höchstens ein Stück hartes Holz zur Unterlage dienen lassen.

Die Nahrungsmittel der Eingeborenen sind nichts weniger als mannigfaltig. Da ihnen jede Kenntniß der Bodencultur fremd ist, so sind sie in ihren ersten Bedürfnissen hauptsächlich auf das angewiesen, was ihnen eine gütige Natur ohne Hülfe des Menschen von selbst beschert. Ihr Hauptnahrungsmittel ist die Kokosnuß und die Pandanusfrucht. Wie bei den Indiern findet auch bei den Nikobarern die Kokospalme die verschiedenartigste Verwendung, wennschon es schwer fallen dürfte alle jene neunundneunzig Rußanwendungen namhaft zu machen, zu welchen, nach der Hindusage, dieser edle Sprosse aus dem Königsgegeschlechte der Palmen dienen soll. Die Kokospalme bildet zugleich den Hauptausfuhrartikel der ganzen Inselgruppe, während der Gewinn von Trepang, eßbaren Schwalbennestern, so wie von Schildpatt, Ambra u. s. w. im Handelsverkehr nur von höchst geringer Bedeutung ist.

Der Betelstrauch (*Piper betle*), nächst der Kokosnuß und der Pandanusfrucht eines der wichtigsten Bedürfnisse im Haushalte des Nikobarers, ist nicht auf den Inseln heimisch, sondern wurde von der malayischen Halbinsel eingeführt. Dermalen wird diese sich leicht ohne alle Pflege verbreitende Kletterpflanze in solcher Menge angetroffen, daß nicht nur deren Einfuhr schon lange aufgehört hat, sondern sogar nur ein Theil des Blätterertrages von der geringen Bevölkerung verbraucht werden kann. Es war uns immer nicht recht erklärbar, wodurch wohl der widerliche Gebrauch des Betelkauens eine

so ungeheure Verbreitung vom ärmsten Sclaven bis zum reichsten Fürsten Indiens erlangte, und Arme wie Reiche, ja Frauen und Kinder nicht minder wie Männer zu fesseln im Stande ist, als uns der Zufall eine Stelle aus einem Sanskritgedichte (*Hytopedesa*) in die Hände spielte, welche die dreizehn Cardinaleigenschaften des Betelblattes in folgender Weise schildert:

„Betel ist scharf, bitter, gewürzig, süß, laugenhaft, herb, carminativ, ein Phlegma-Zerstörer, ein Wurmantidot, eine Bierre des Mundes, ein Verdufter des Athems, ein Beseitiger von Unreinigkeiten, ein Ansacher der Flamme der Liebe! O Freund! diese dreizehn Eigenschaften sind selbst im Himmel schwer wieder zu begegnen.“

Es wäre immerhin eine interessante Aufgabe, den Einfluß zu untersuchen, den das beständige Kauen des Betels auf die Verdauung der Eingeborenen und die Entwicklung ihrer Kauorgane hervorbringt, welche dadurch fortwährend in so gewaltiger Bewegung erhalten werden.

Was uns allen bei den Nikobarern ganz besonders auffiel, war die furchtbare Entartung ihrer Zähne, während dieselben bei anderen betelkauen-den Völkern, gleich dem Zahnfleisch und den Lippen bloß ganz dunkelroth gefärbt sind. Wir schrieben dies anfänglich der Verschiedenheit der gekauten Ingredienzien zu, haben uns aber zu wiederholten Malen überzeugt, daß der Betel der Nikobarern aus nichts anderem besteht, als aus einem Stückchen Arcanuß, das in ein grünes, mit etwas Kalk bestrichenes, aromatisches Betelblatt gewickelt und so in den Mund genommen wird. Die Hindus mischen dagegen zu diesen Ingredienzien, die sie fortwährend in eleganten Dosen bei sich führen, eine aus dem Marke der *Acacia Catechu*, einer Mimosenart, gewonnene adstringirende Substanz (früher *Terra japonica* genannt, weil man sie eine Zeit lang für ein Mineralproduct hielt); zuweilen fügen sie dieser gewöhnlichen Kaucomposition auch ein von der *Melaleuca cajeputi* gewonnenes Harz und etwas Tabak hinzu.

Die Ursache der so fürchterlich zerstörenden Wirkung des Betels auf Zähne und Lippen der Nikobarer dürfte daher wahrscheinlich in einem verschiedenen Mischungsverhältniß der Kausubstanzen, vielleicht im Verbrauch einer größeren Quantität von Kalk liegen. Was hingegen über die Sitte der Nikobarer, ihre Zähne zu feilen und sie mit gewissen äßenden Stoffen einzureiben, verlautet, beruht ausschließlich auf einer Vermuthung, die wir weder durch persönliche Beobachtung, noch durch die Aussage der Eingeborenen und der

gerade auf Groß-Nikobar und Rangkauri anwesenden malayischen Kaufleute bestätigt fanden.

In gesellschaftlicher wie in geistiger Beziehung erscheinen die Bewohner des Archipels noch völlig im Zustande der Kindheit des Menschengeschlechtes. Sie pflegen sehr frühzeitig zu heiraten und nehmen nur ein Weib, altern aber ungemein rasch. Von einigen hundert Eingeborenen, mit denen wir während unsers Aufenthaltes auf den verschiedenen Inseln zusammentrafen, war kaum einer älter als 40 Jahre, die meisten waren nach einer oberflächlichen Schätzung 20 bis 30 Jahre alt. Wenn man also nicht voraussetzt, daß sämtliche alte Männer gleich den Weibern und Kindern bei unserer Ankunft die Flucht ergriffen, so dürften die Eingeborenen kein sehr hohes Lebensalter erreichen.

Von der heilwirkenden Kraft gewisser Urwaldpflanzen haben die Eingeborenen nur sehr wenig Kenntniß. Was sie an Medicinen besitzen, haben sie größtentheils durch englische Schiffscapitäne aus Europa erhalten. Obschon sie auf deren Besitz ein ungeheueres Gewicht legen, so schaden ihnen diese Medicinen doch mehr als sie ihnen nützen, weil sie dieselben nicht zu gebrauchen verstehen und oft die unsinnigsten Anwendungen davon machen. Wahrscheinlich hat sich einmal ein Schiffscapitän, um ihren Zudringlichkeiten zu entgehen, seiner entbehrlichsten Artikel, wie Kastoröl, Epsomsalz, Kamphergeist, Terpentin, Pfeffermünze, Cölner-Wasser u. s. w. entledigt, und nun begehren sie von jedem Besucher Medicinen! Ein Eingeborener hat uns einmal inständig um etwas Terpentingeist; als wir ihn fragten, was er damit anzufangen gedenke, erwiderte er, er wolle sich damit einreiben und einige Tropfen innerlich einnehmen, weil er glaubte, daß dieses ein vortreffliches Mittel gegen Fieber und Brustweh sei!

Die unter den Eingeborenen am meisten vorkommenden Krankheiten sind Wechselfieber, Tuberculose und Rheumatismus. An einigen Individuen wurden arabische Elephantiasis an den Beinen (von ihnen Kelloidy genannt), und Hautausschläge bemerkt. Die häufigen Erkrankungen müssen jedoch weniger der Schädlichkeit des Klimas als der ungesunden Lebensweise zugeschrieben werden. Kann es Wunder nehmen, wenn nackte Menschen, welche nicht an vortheilhaft gelegenen, von regelmäßigen Winden bestrichenen Orten, sondern bloß an der feuchten Küste, an sandigen Einbuchtungen hart am Urwalde wohnen, wo sie mit möglichst geringer Arbeit ihre Kokospalmen pflegen können,

welche ihren Körper bald heftigem Regen, bald einer gluthausstrahlenden Tropensonne aussetzen und deren Nahrung hauptsächlich in Kokosnüssen und Pandanusfrüchten besteht, häufig von Krankheiten befallen werden? Es ist irrig zu glauben, die Nahrung der Tropenbewohner sei am meisten naturgemäß und daher am zuträglichsten und zweckmäßigsten. Denn trotz aller Theorie, welche für Tropengegenden hauptsächlich Respirationsstoffe und wenig stickstoffhaltige Nahrungsmittel als nothwendig empfiehlt, sehen wir die Europäer und namentlich die Engländer in den heißesten Ländern der Erde, Angesichts eines Thermometerstandes, der selten unter 30° C. sinkt, gerade wie in ihrer nordischen Heimat Kraftbrühen, Riesenbeefsteaks und Hammelkeulen in großer Menge genießen, während sie, mit haarsträubender Verachtung der Kohlenhydrate, von den aufgetischten Marmeladen und Kuchen kaum naschen; gleichwohl sehen sie dabei gesund und blühend aus und befinden sich sogar viel wohler als die Eingeborenen. Ja es ist eine interessante, durch jahrelange Beobachtungen erhärtete Wahrnehmung, daß z. B. in der Präsidentschaft Madras die in ihren Sitten und Gebräuchen streng beharrenden Hindus und Mohamedaner ungleich häufiger fieberkrank werden, als die daselbst in völlig ungewohnten klimatischen Verhältnissen lebenden Europäer. Dagegen zeigt in sanitärischer Beziehung jener Theil der einheimischen Bevölkerung ein günstigeres Resultat, welcher mit den Europäern in Verbindung getreten und die Einrichtungen der Civilisation zu den seinigen machte.

Sobald die Eingeborenen ernstlich von einer Krankheit befallen werden, sollen sie rasch zu Grunde gehen. Jedoch haben wir niemals von Grausamkeiten erzählen hören, welche sich die Verwandten und Freunde des Opfers gegen den in seiner Behandlung unglücklichen Curirer erlauben, was auch um so unwahrscheinlicher, als es, wenn dies wirklich der Fall wäre, bei den geringen Vortheilen und Sporteln eines Heilkünstlers unter diesen armen Bewohnern schwerlich mehr einen Einzigen Manluéna auf der ganzen Gruppe geben würde! Das Hauptkennzeichen eines Doctors auf den südlichen Inseln sind ungewöhnlich lange, herabfallende Haare. Als wir einen Eingeborenen frugen, welche Eigenschaften wohl nöthig seien, um ein Doctor werden zu können, antwortete uns derselbe ganz trocken und naiv: „man müsse der Sohn eines Doctors sein“. Aus dieser Antwort geht hervor, daß Doctorswürde und Heilwissenschaft auf den Nikobaren nur in gewissen Familien erblich ist. Wir fanden diese Angabe später bestätigt, indem wir erfuhren, daß der

junge Manluéna von Groß-Nikobar, welcher den Arm eines Expeditionsmitgliedes so fürchterlich knetete und abdrückte, der Sohn eines alten Doctors von der Insel Kondul war und seinen Charakter bloß seinem verwandtschaftlichen Verhältnisse verdanke. Außer in Fällen der Krankheit werden der Rath, die Geschicklichkeit und der Eifer des Manluéna hauptsächlich zur Vertreibung der bösen Geister oder Iwi's (Ewees der Engländer) in Anspruch genommen, von denen sich die Nikobarer, wie wir bereits erzählten, unaufhörlich umgeben glauben.

Eigentliche Götzen, welche sie abbilden und verehren, denen sie Tempel errichten, giebt es nicht; eben so wenig andere Gegenstände der Anbetung, wie z. B. einen gewaltigen Baum, einen mächtigen Fels oder Hügel. Sie besitzen in ihrer Sprache nicht einmal ein Wort für Götze, Gottheit oder gutes Wesen, und die roh geschnittenen Figuren, welche man in ihren Hütten in den possierlichsten Stellungen aufgerichtet findet, haben eigentlich keinen andern Zweck, als zum Schrecken jener bösen Geister zu dienen, die selbst der Manluéna niemals gesehen hat, obschon er mit ihnen verkehren zu können vorgiebt.

Die Vorstellung eines Wesens, dessen Weisheit und Liebe die Welt regiert, ist ihnen eben so fremd wie die eines geistigen Fortlebens nach dem Tode. Wir frugen wiederholt einen der begabtesten Häuptlinge, welcher auch etwas englisch sprach, ob er wohl glaube, seinen verstorbenen Freunden und Verwandten jemals irgendwo wieder zu begegnen? worauf er immer mit einem kalten, trostlosen never! never! antwortete. Was wir den Eingeborenen von den Vorstellungen gläubiger Christen, von einem göttlichen Wesen, von einem Jenseits, von dem Glauben an ein Fortleben nach dem Tode erzählten, setzte sie ungemein in Erstaunen, und sie lauschten nicht ungern solchen Mittheilungen. Von dem Wenigen, was sie darüber von Missionären und englischen Schiffscapitänen hörten, haben sie nur eine höchst irrige Vorstellung behalten.

Nach allem Gesehenen und Erfahrenen scheint die Lebensweise der Nikobarer eine äußerst einförmige, indolente zu sein. Sie kennen keine andere Eintheilung der Zeit als den Wechsel des Mondes und der Monjune. Beim Beginn der Regenzeit oder des Südwestmonsuns und zum Anfang der trockenen Saison oder des Nordostmonsuns finden gewisse Feierlichkeiten statt, die mit den Saat- und Erntefesten der amerikanischen Völkerstämme einige

Mehulichkeit haben. Einen eigentlichen Ruhetag aber, welcher dem Sabbath der christlichen Kirche entsprechen würde, haben sie nicht, noch bedürfen sie dessen bei einer Lebensweise, wo jeder Tag zum Feiertage wird! Sie besitzen weder ein Maß für die Zeit noch für andere Gegenstände; kein Einziger weiß über sein Lebensalter Auskunft zu geben, oder viel höher als zwanzig zu zählen.¹ Die Zeit hat für sie nicht den geringsten Werth und das Geldgeschrei, welches gegenwärtig, von England ausgehend, durch alle civilisirten Länder tönt: „time is money!“ würde an ihren harten Ohren schier erstarren. Die Anwesenheit christlicher Missionäre zu verschiedenen Epochen, so wie jene der königlich dänischen Corvette *Galathea* im Jahre 1847 sind fast spurlos an ihnen vorübergegangen. Kaum sind einzelnen von ihnen die Namen *Galathea* und *Steen Bille* (den sie *Piller* nannten) im Gedächtnisse geblieben.

Auch besteht nichts, was irgend einer bestimmten Regierungsform, einer gesetzlichen Eintheilung der gesellschaftlichen Verhältnisse, einer Autonomie, einem Fehderechte u. s. w. gleich käme. Sie achten die Familie und das Eigenthum; die Macht des Capitäns oder Häuptlings aber, welchen ein jedes Dorf besitzt, und den sie *Mah* oder *Umiäha* (alt) nennen, geht nicht darüber hinaus, mit den fremden Schiffen, welche nach den Inseln kommen, der Erste zu verkehren und den Tauschhandel einzuleiten. Ueberhaupt scheint die Institution eines Capitäns, obschon sie unter den Eingeborenen sehr beliebt ist, keine einheimische zu sein, sondern erst von der Zeit an zu datiren, wo englische Kauffahrer diese Inselgruppe regelmäßig zu besuchen anfangen.

Ueber das gesellige Leben der Eingeborenen, ihr Verhältniß zur Familie u. s. w. sind uns bei unserem so kurzen Aufenthalte auf den einzelnen Inseln und bei dem Umstande, daß Weiber und Kinder stets entflohen waren und selbst die männliche Bewohnerschaft uns nur wie im Zustande des Wanderns erschien, so wenig und so unsichere Daten bekannt geworden, daß wir nicht wagen dieselben der Oeffentlichkeit zu übergeben. Die Ansicht aber sei uns gegönnt hier auszusprechen, daß, nach den Anfängen einer Bekleidung, nach der größern Zierlichkeit der Canoes und Hütten der Eingeborenen *Kar-Nikobars* im Vergleiche zur Dürftigkeit, Nacktheit und Verkommenheit der Bewohner der südlicheren Inseln zu urtheilen, die Civilisation muthmaßlicher Weise

¹ Wir trafen indes einzelne Individuen auf den verschiedenen Inseln, welche mit einiger Anstrengung bis auf hundert zu zählen vermochten.

langsamem aber sichern Schrittes von Norden nach Süden vorrücken dürfte. Und dem Sprachforscher wird es vielleicht von Interesse sein, wenn wir hier die Bemerkung beifügen, daß sowohl auf Kar-Nikobar als auch auf Rangauri die bedeutendste Ansiedlung den gleichen Namen führt, wie die alte Herrscherstadt auf der malayischen Halbinsel Malakka.

Da die Eingeborenen in einem süßen „*far niente*“ bloß von jenem kostbaren Naturgeschenke leben, das ihnen zugleich Trank und Speise giebt, so findet man bei ihnen auch nur sehr wenige Arbeitsgeräthe, und zwar nur solche, welche sie zum Bau ihrer Hütten, zur Verfertigung ihrer Canoes und zum leichtern Oeffnen der Kokosnüsse nothwendig haben. Und selbst diese sind ihnen, wie z. B. Hacken, Waldmesser, Säbelklingen, Feilen u. s. w., erst durch den Verkehr mit der Civilisation geworden.

Ihre Waffen bestehen bloß aus Lanzen oder Wurfspießen mit hölzernen oder eisernen Spitzen, nach deren Zahl angeblich der Reichthum eines Nikobarers geschätzt wird. Eine Armbrust, die wir bei den Eingeborenen Kar-Nikobars sahen, ist, obschon auf der Insel verfertigt, offenbar fremdländischen, europäischen Ursprungs und bloß nachgemacht.

An Musikinstrumenten fanden wir auf Kar-Nikobar kein einziges, dagegen auf den südlichen Inseln eine sechs- bis siebenlöcherige Flöte aus Bambusrohr, die, wie wir uns später überzeugten, von den malayischen Schiffsleuten hierher gebracht wurde, dann eine Art Guitarre aus einem ungefähr zwei bis drei Fuß langen, ausgehöhlten, an der Seite mit Lautlöchern versehenen, dicken Bambusrohr und einer Rotangsaiten bestehend. Im Ganzen scheinen die Nikobarer ein viel zu apathisches, gleichgültiges Volk zu sein, um für Musik, Gesang und Tanz eine besondere Vorliebe zu haben. Auch bei den Monsunfesten und andern Feierlichkeiten besteht ihr Tanz nur in einem Herumhüpfen im Kreise mit geschlossenen Armen, während sie zugleich gedankenlos vor sich hinstimmen.

Bei einem Volke, welches keine eigentliche Cultur und keine Industrie besitzt, kann auch von einem Erwerbszweige im engeren Sinne des Wortes nicht die Rede sein. Das nämliche wohlthätige Gewächs, welches sie speiset und tränket, bringt sie auch mit der Civilisation in unfreiwilligen Contact und wird zur Vermittlerin derjenigen Bedürfnisse und Gegenstände, welche nur das Product einer höhern Gesittung sind. Die reifen Nüsse der Kokospalme bilden den Hauptausfuhrartikel der nikobarischen Inseln und zugleich

denjenigen, welcher allein noch die Eingeborenen bis zu einem gewissen Grad in Thätigkeit erhält, obgleich die meisten der verladenen Nüsse nicht von den Nikobarern selbst, sondern von der Mannschaft der malayischen Fahrzeuge eingesammelt werden. Alle andern Ausfuhrartikel, wie Trepan, eßbare Vogelnester, Schildpatt, Ambra u. s. w. sind von höchst untergeordneter Bedeutung, und werden nur als Beifracht benützt. Nach gedruckten Angaben sollen die nördlichen Inseln zehn Millionen Kokosnüsse erzeugen, von denen jedoch gegenwärtig kaum mehr als fünf Millionen, und zwar drei Millionen allein von Kar-Nikobar und zwei Millionen Nüsse von allen übrigen Inseln zusammen ausgeführt werden. Da diese Frucht hier sechsmal so billig ist wie an den Küsten Bengalens und der Malakkastraße, so vermehrt sich auch der Anspruch englischer und malayischer Schiffe, namentlich aus Pulo Pinang mit jedem Jahre.¹ Der Handel geschieht mittelst Tausch, nicht durch Barzahlung, obgleich Silber großen Werth hat, und sich auch hier, trotz allem, was über die Begehrsucht der Nikobarer nach Tabak, Glasperlen und anderem Tandwerk verlautet, die Richtigkeit des Satzes bestätigt findet: „daß Geld die allgemeinste Waare ist“. Von Silber kennen und nehmen die Eingeborenen bloß Rupien, spanische Dollars und englische Dreipencestücke, die sie „small rupies“ nennen. Gold ist auf den südlichen Inseln noch gar nicht bekannt und in den Augen der Bewohner daher werthlos.

So wie sich die Beziehungen der Eingeborenen zu fremden Völkern ausschließlich auf den Verkehr mit ein paar Duzend englischen und malayischen Schiffen beschränken, welche letztere zur Zeit des Nordostmonsuns nach den Inseln kommen, während der ganzen Dauer desselben dort verweilen und mit dem Südwestmonsun wieder heimkehren, daher im Laufe eines Jahres nur eine einzige Reise machen, eben so unterhalten auch die Bewohner der verschiedenen Inseln unter sich eine nichts weniger als häufige und regelmäßige Verbindung. Schon die Mangelhaftigkeit ihrer zwar sehr zierlichen, aber schmalen, kleinen, für Fahrten von größerer Entfernung nur wenig geeigneten Canoes spricht zu Gunsten dieser Annahme.

Was jenen schwarzen, kraushaarigen, wilden, von den Küsten-Nikobarern völlig verschiedenen Volksstamm betrifft, der in den nie betretenen Wäldern Groß-Nikobars hauset, und nur von Schlangen, Ungeziefer, Wurzeln und Kräutern sich nähren soll, so haben wir unsere Kenntniß darüber nur mit

¹ In Pulo Pinang werthet gegenwärtig der Pikul reifer Kokosnüsse (300 Stück) $5\frac{1}{2}$ Dollars.

Sagen vermehrt, die offenbar ins Reich der Mythe gehören. Wenn man aber bedenkt, daß kein einziger der Reisenden und Schriftsteller, welche über diese Race geschrieben, so wie die Eingeborenen, die von ihr erzählen, dieselbe jemals gesehen haben, so dürfte es wohl erlaubt sein, zu den vielen über diese geheimnißvollen Bewohner bestehenden Muthmaßungen noch die hinzuzufügen, daß die angeblichen Bevölkerer des Innern von Groß-Nikobar weder ein von den Küstenbewohnern völlig verschiedener Menschenschlag sind, noch dem kraushaarigen schwarzen Stamme der Papuas von Neu-Guinea angehören, sondern, durch ein Zusammentreffen feindlicher Umstände verdrängt und herabgekommen, in einem ähnlichen Verhältnisse zu den Nikobarern der Küste stehen dürften, wie die Buschmänner des Namaqualandes zu den Hottentotten der Capcolonie.

In dem Zustande, in dem sich die Bewohner der Inselgruppe gegenwärtig befinden, ohne Ueberlieferungen, ohne Sagen, ohne Gefänge, ohne Denkmäler, überhaupt ohne irgend ein charakteristisches Moment in ihren Sitten und Gebräuchen, welches einen Lichtstrahl auf das Dunkel ihres Ursprunges zu werfen im Stande wäre, bleibt es ein gewagtes Unternehmen über Abstammung und Herkunft dieses Volkes eine stichhältige Ansicht auszusprechen. Am allerwahrscheinlichsten dürften sie, wie dies auch Dr. Rink, welcher die dänische Expedition begleitete, annimmt, als die nordwestlichen Grenzpfleiler der malayischen Race zu betrachten sein, als ein Volk, das, indem es mit dem indo-chinesischen Zweige vieles gemein hat, in seinem physischen Charakter gleichsam die Mitte hält zwischen Malayen und Birmesen.

Bei dem gänzlichen Mangel sonstiger Anhaltspunkte in dem Studium der Sprache eine besonders wichtige Quelle der Forschung erkennend, haben es sich die Expeditionsmitglieder vor allem andern angelegen sein lassen, von den Sprachen der Eingeborenen von Kar-Nikobar sowohl als von jener (mit Ausnahme der Zahlen) völlig verschiedenen der Bewohner der südlichen Inseln nach Gallatin's bekanntem, von den meisten amerikanischen und englischen Reisenden benützten Schema ein Verzeichniß von ungefähr 200 Wörtern in jeder Sprache zu verfassen. Da zufällig während unserer Anwesenheit auf der Nordküste von Groß-Nikobar eine malayische Barke aus Pulo Pinang daselbst vor Anker lag, so wurde diese vortheilhafte Gelegenheit zugleich benützt um ein ähnliches Wörterverzeichnis von dem in Pulo Pinang gesprochenen malayischen Idiom zu erwerben, was dem Sprachforscher den Vortheil

gewähren dürfte, sich persönlich zu vergewissern, welche Aehnlichkeit zwischen diesen beiden Idiomen und beziehungsweise Volksstämmen besteht, und beurtheilen zu können, ob diejenigen Gelehrten der Wahrheit näher kamen, welche wie Vater behaupten, die Sprache der Nikobarer habe das Malayische zur Grundlage mit Einmischung fremder, sogar europäischer Wörter, oder jene Philologen, welche, wie Adelung, die Idiome dieser Insulaner mit einigen Sprachen auf der indo-chinesischen Halbinsel für ähnlich halten.

Zugleich machte es sich der Ethnograph der Expedition zur Aufgabe, nach einem in Gemeinschaft mit dem Corvettenmarzte Herrn Dr. Eduard Schwarz entworfenen anthropometrischen Systeme und unter des letzteren Mitwirkung an so vielen Eingeborenen als die Umstände gestatteten, Beobachtungen und Messungen vorzunehmen, welche, an den zahlreichen, die Erde bevölkernden Racen fortgesetzt, allmählig zu manchem neuen Schluß berechtigen, und vielleicht zur endlichen Feststellung der physischen Aehnlichkeiten oder Ungleichheiten der verschiedenen Völkerschaften beitragen werden. Dieses Verfahren giebt die Möglichkeit an die Hand, durch Ziffern, jene unwiderlegbarsten Zeugen auf dem Gebiete der Beweisführung, weit schneller und bestimmter das angestrebte Ziel zu erreichen, als durch noch so glänzende Erfolge auf dem minder sichern Felde philosophischer Speculation.

Die an den drei Haupttheilen, nämlich am Kopf, am Rumpf, so wie an den obern und untern Extremitäten angestellten Messungen wurden in einem besondern Memoir wissenschaftlich begründet;¹ hier genüge die Bemerkung, daß bei Bestimmung derselben nicht nur der Anthropologie im weitesten Sinne Rechnung getragen, sondern daß unter den 68 Rubriken, in welche diese Messungen zerfallen, sich auch solche befinden, die sowohl der Nationalökonomie in Bezug der Ermittlung der Arbeitskraft der verschiedenen Völker durch die Anwendung des Dynamometers, als auch der graphischen Kunst für die Darstellung des Skelets und der ganzen Figur manche wichtige Anhaltspunkte und Behelfe an die Hand geben.

Eben so wurde nicht unterlassen von den meisten gemessenen Individuen Kopfschaare zu sammeln, seitdem die mühevollen Untersuchungen Peter Brown's

¹ Ueber Körpermessungen als Behelf zur Diagnostik der Menschenrassen von Dr. Karl Scherzer und Dr. Eduard Schwarz. Entwurf eines anthropometrischen Systems, welches die Verfasser dem von ihnen während der Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde an Individuen verschiedener Rassen angestellten Messungen zu Grunde gelegt haben. Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft. Wien, III. Jahrgang 1859, Seite 11.

in Philadelphia über das menschliche Haar dasselbe als ein so merkwürdiges Kennzeichen in der Beurtheilung der Racenunterschiede darstellten.

Als ein für die vergleichende Anatomie, so wie für die Anthropologie im Allgemeinen besonders erfreuliches Resultat muß ferner die Erwerbung von einigen Schädeln von Eingeborenen der nikobarischen Inseln betrachtet werden.

Endlich dürfte eine kleine Sammlung von ethnographischen Gegenständen, welche auf den verschiedenen Inseln erworben wurden, beitragen, theils dem Mitgetheilten zur Illustration zu dienen, theils Zeugniß zu geben von der Culturstufe der Bewohner des Nikobaren-Archipels.

Noch bleibt die Frage zu erörtern übrig, ob sich die nikobarischen Inseln zur Anlage einer Colonie eignen und ob die mehrfachen in dieser Beziehung angestellten Versuche nicht vielleicht aus andern als klimatischen Gründen verunglückt sind.

Nach den von den Mitgliedern der österreichischen Expedition gemachten Erfahrungen bietet die Inselgruppe durch ihre geographische Lage auf dem größten Handelswege der Welt und durch den Reichthum ihrer Bodenproducte für eine maritime oder commercielle Macht Anziehungspunkte genug, sich um deren Besitz zu bewerben. Von einer Besiedlung und Bebauung des Bodens durch freie europäische Einwanderer kann hier eben so wenig, als auf irgend einer andern Tropeninsel die Rede sein. Um solche Punkte der Civilisation zugänglich zu machen, erfordert es außerordentlicher Maßregeln, ähnlich wie selbe von den Engländern in Pulo Pinang, Singapore, Sidney u. s. w. mit so großem Erfolge in Anwendung kamen. Das Klima ist auf den nikobarischen Inseln keineswegs so feindlich, daß sich schon der bloße Aufenthalt auf denselben für den Europäer tödtlich erweisen möchte, und es wird sich durch eine theilweise Lichtung der Wälder, Anbau des Bodens, Regulirung der Flüsse, Beseitigung der zahlreichen Sümpfe noch wesentlich bessern. Alle diese Arbeiten müßten aber durch malayische oder indische Arbeiter unter der Leitung von Europäern ausgeführt werden. Nachdem wir den überraschenden Einfluß durch persönliche Anschauung kennen gelernt, welchen das Deportationsystem in Australien auf die Cultur und die Entwicklung des Landes, so wie auf die sittliche Umwandlung der Deportirten selbst geübt hat, scheuen wir uns nicht, trotz der Abneigung, welche gegen derlei Experimente in gewissen philanthropischen Kreisen Europa's herrscht,

die Bemerkung auszusprechen, daß mit einiger Vorsicht und Schonung zahlreiche Arbeiten von Sträflingen ausgeführt werden könnten, welche sich dabei wohler und zufriedener befinden und der Menschheit nützlicher erweisen würden, als gegenwärtig daheim in ihren dumpfen, traurigen Gefängnißzellen.¹

Wenn die verschiedenen bisherigen Versuche mißglückten, so lag die Schuld davon hauptsächlich in dem Mangel der zu solchen Unternehmungen nöthigen Fonds und in der geringen Anzahl von Menschenkräften, welche dabei verwendet wurden. Die Kosten der ersten Lichtung und Cultur müßten, um einen günstigen Erfolg erwarten zu können, mindestens auf 1 bis 1½ Millionen Gulden veranschlagt werden; die Zahl der im Ganzen beschäftigten Arbeiter müßte wenigstens 3 bis 400 betragen, von welchen alle Handwerker, wie Zimmerleute, Tischler, Schlosser, Schmiede, Maurer, Steinmeße, aus Europa mitzunehmen wären.

Die für die erste Anlage verausgabten Summen brauchten jedoch keineswegs als verloren betrachtet zu werden, indem die Fruchtbarkeit der Inseln an den wichtigsten Colonialproducten und die ungeheuere Menge werthvoller Kokospalmen unter dem Einflusse der Cultur und Industrie rasch unzählige Quellen des reichsten Gewinnes erschließen würden. Was die Bevölkerung betrifft, von welcher kaum mehr als 5 bis 600 Menschen auf den einzelnen Inseln leben, so dürfte dieselbe der Ansiedlung von Weißen nur geringe Schwierigkeiten entgegen stellen. In der That könnten die Eingeborenen geistig und materiell durch Hinzutritt eines fremden Elementes nur gewinnen. Dermalen sind sie auf den schmalen Küstensaum, die Region der Kokospalme, für ihren Unterhalt angewiesen. Das Innere der Inseln, so reich an Naturschätzen der verschiedensten Art und noch viel wichtiger durch den Vortheil, welchen eine verständige Benützung daraus zu ziehen verspricht, ist den Eingeborenen noch völlig unbekannt.

Durch eine, unter der Hegide einer europäischen Regierung gegründete Niederlassung würden die Bewohner des Nikobaren-Archipels unter den Schutz der Civilisation gestellt, und in ihren Transactionen nicht länger mehr der List und Willkür fremder Schiffscapitäne ausgesetzt sein. Es müßte für die Eingeborenen wie für Unmündige gesorgt werden, um sie auf solche Weise nicht bloß für die materiellen Zwecke des Unternehmens zu gewinnen, sondern zugleich durch eine liberale, theilnehmende Behandlung für die Grundsätze

¹ Im Capitel Sidney (3. Bd.) wird der Leser die Deportationsfrage ausführlicher behandeln finden

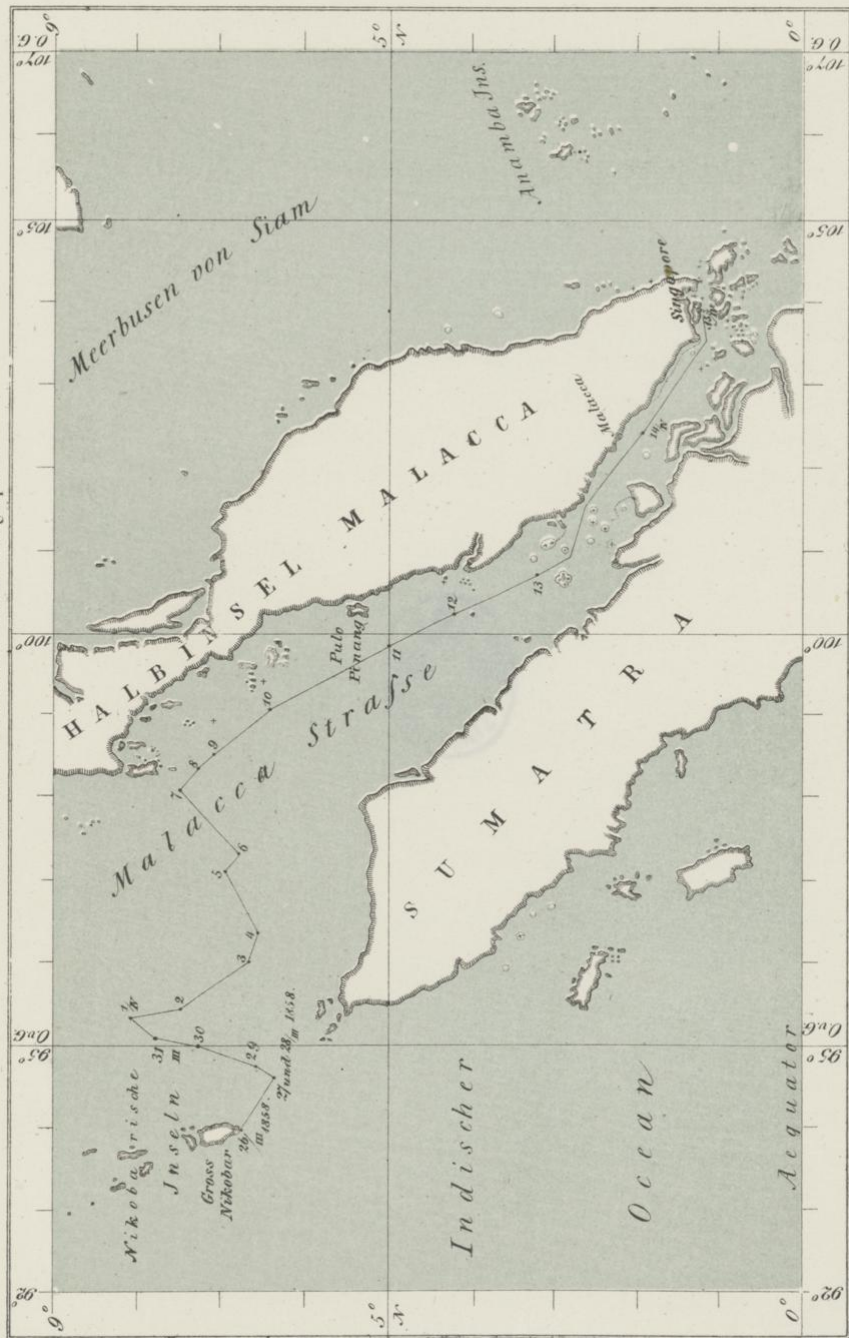
jener Lehre allmählig empfänglich zu machen, deren Einführung bisher trotz mehrfachen edlen Versuchen im verfloffenen und im gegenwärtigen Jahrhundert an der Ungunst äußerer Verhältnisse scheiterte. Der Nikobaren-Archipel wäre aber zugleich ein äußerst günstiger Centralpunkt, um von hier aus den Segen des Christenthums über die heidnischen Völker der nächstliegenden Inselgruppen ausstrahlen zu lassen.

*
* *

Unsere Fahrt von der Südseite von Groß-Nikobar nach Singapore dauerte zwanzig Tage. Die Gunst des Wetters schien uns diesmal zu verlassen. Tag und Nacht, fast zu allen Stunden und aus allen Himmelsgegenden zogen heftige Gewitter herbei, mit Wasserhosen, Blitz, Donner und den stärksten Regengüssen. Man fühlte, daß man sich in den Tropen zu Anfang der Regenzeit befand. Eines Tages wurden von den Matrosen während einer solchen tropischen Wasserfluth in der ersten halben Stunde vier Tonnen, im Laufe von anderthalb Stunden acht Tonnen oder 8000 Maß Regenwasser in Kübeln und andern Gefäßen aufgefangen. Die Gewitter kamen bald von der Küste von Sumatra, bald von der malayischen Halbinsel hergezogen, bald wieder aus der Malakkastraße, und ließen unsere wackere Mannschaft Tag und Nacht nicht zur Ruhe kommen. Mit den Gewittern wechselten Windstillen bei drückend schwüler Hitze, und wenn sich einmal eine Brise erhob, so kam sie gerade uns entgegen und erschwerte, verbunden mit einer starken Gegenströmung, unsere Fahrt. Zwischen der Nordseite von Sumatra und Zunk-Ceylon auf- und ablavirend, hatten wir in vierzehn Tagen kaum mehr Weg gemacht, als ein guter Dampfer in eben so vielen Stunden zurücklegt, und es war ein schlechter Trost, daß zahlreiche Schiffe in unserer Nähe, zuweilen sechs bis acht, dieses Schicksal theilten.

Ein Ereigniß ganz merkwürdiger Art brachte die Gemüther plötzlich in eine gewisse Aufregung. Unser verehrter Schiffscapellan verspürte nämlich, als er Abends in seiner Cabine lesend saß, einen eigenthümlichen Druck am Fuße. Der herbeigerufene Diener näherte sich mit einem Lichte dem Boden und gewahrte mit Entsetzen eine ziemlich große Seeschlange (*Chorsydrus fasciatus*), welche den Fußknöchel des Capellans umschlungen hielt. Gleichsam instinctmäßig schleuderte dieser das giftige Reptil mit einer starken Bewegung des Fußes von sich, während mehrere inzwischen herbeigeeilte Personen

IX. Von den Nikobaren nach Singapore.



bemüht waren, des gefährlichen Eindringlings lebendig oder todt habhaft zu werden. In dem engen Raume einer Schiffscabine ist ein Feldzug rasch beendet. Die Schlange wurde bald in ihrem Verstecke aufgefunden und im ersten Eifer in mehr Stücke zerhauen, als dem Zoologen erwünscht sein konnte, welcher dieses doppelt interessante Reptil gern möglichst unbeschädigt in Weingeist aufbewahrt hätte. Es war ein ziemlich großes Exemplar, zoll-dick, von ungefähr drei Fuß Länge und wahrscheinlich an der Ankerkette in die Cabine gekommen.

Am 9. April änderte sich endlich Wetter und Wind und wir liefen nun mit der ganzen Escadre von Leidensgefährten mit vollen Segeln vor dem Wind in die Straße von Malakka ein. Am 11. April Morgens lag Pulo Pinang, die Ureca- oder Prince of Wales-Insel an der Backbordseite uns gegenüber. Ihre waldigen Bergkuppen, düster und trübe mit schweren Wolken behangen, ließen den Liebreiz dieses englischen Besitzthums, wie er von allen Besuchern geschildert wird, nicht ahnen.

Am 12. April steuerten wir zwischen den Sambelongs- oder Neun Inseln und der Insel Djara hindurch und erblickten die hohen Waldberge des Königreiches Perak. Das Fahrwasser der Straße wird von der Mündung des Perakflusses an mehr und mehr enge. Seichte Bänke und kleine Felsinseln erschweren die Navigation und es ist eine gewöhnliche Vorsichtsmaßregel, daß die Schiffe bei einigermaßen ungünstiger Witterung vor Anker gehen, was überall um so leichter möglich, als die Straße fast nirgends mehr als zwanzig Faden Tiefe und allenthalben guten Ankergrund hat. Zugleich sind die vorhandenen Seekarten äußerst zuverlässig und genau und an der gefährlichsten Stelle, auf einer fast im Curs der Schiffe gelegenen, nur einen Faden tiefen Sandbank befindet sich ein Leuchtschiff, welches wir am 13. April passirten, und selbst bei Nacht mit günstigem Winde die Fahrt fortsetzten.

Am Morgen des 14. April lag der Berg Ophir (auch Ledang oder Pudang, 5700 Fuß hoch) vor uns und bald darauf befanden wir uns der Stadt Malakka gegenüber. Die übliche Straße für Schiffe führt dermaßen nahe der Festlandküste, daß man ganz deutlich die Kirchen und Häuser der Stadt zu sehen vermag und unsere Fregatte mit der dort errichteten Telegraphenstation Signale austauschte.

Malakka, einst die malayische Hauptstadt, hat gegenwärtig ihre frühere Bedeutung gänzlich eingebüßt und ist von den drei Niederlassungen der

Engländer in der Malakkastraße oder den sogenannten „Straits Settlements“, die in politischer wie in commercieller Beziehung am wenigsten wichtige. Diese Gegend war noch vor wenigen Jahren wegen den daselbst verübten Seeräubereien arg berüchtigt. Eingeborene legten in kleinen Booten mit Waaren aller Art an die vorbeisegelnden Schiffe an, und indem sie dieselben mit Früchten und frischen Lebensmitteln versahen, spionirten sie zugleich die Besatzung und Vertheidigungsfähigkeit der Schiffe, und es kam dann häufig vor, daß wenig wehrfähige Fahrzeuge, während sie des Nachts in Windstille oder vor Anker lagen, von einer überlegenen Piratenzahl überfallen und ausgeplündert wurden. Selbst Steen Bille erwähnt noch, daß er hier im Jahre 1846 die Kanonen der *Galathea* mit Schrot laden ließ und die Wachen für die Nacht verstärkte.

Wir fuhren, vom Winde begünstigt, auch die ganze zweite Nacht hindurch und hatten die Genugthuung am Morgen des 15. April, ohne auch nur ein einziges Mal in der Straße ankern zu müssen, die Einfahrt von Singapore zu erreichen. Das Bild, das sich jetzt vor unsern Augen entrollte, war reizend; bergige Waldinseln an der Küste von Sumatra, ein ganzer Archipel kleiner Inseln vor uns und zwischen denselben in den Canälen segelnde *Prahu's*, chinesische *Dschunken*, aus- und einlaufende Voll- und Barkschiffe, alles die Nähe eines großen Handelsplatzes verkündend. Eben so glücklich wie die Fahrt durch die Straße, war jene durch das Labyrinth von Inseln, durch welches sich die Schiffe auf die Rhede von Singapore durchwinden müssen. Und diese Rhede selbst, welcher Anblick nach den einsamen Gestaden der nikobarischen Inseln! Tausende Schiffe jeglicher Größen und Formen, mit den Flaggen aller seefahrenden Völker der Erde! Wir trafen die englische Fregatte *Amethyst* und die Propeller-Corvette *Niger* auf der Rhede und warfen in deren Nähe gegen zwei Uhr Nachmittags in dreizehn Faden Grund den Anker. Bald darauf kam ein Officier des *Amethyst* an Bord uns zu begrüßen und zugleich die traurige Mittheilung zu machen, daß die Cholera seit mehreren Wochen in der Stadt ausgebrochen sei und auch auf den Schiffen im Hafen große Verheerungen anrichte. Eben war wieder ein Matrose und der Capitän eines englischen Kauffahrers dieser furchtbaren Seuche binnen wenigen Stunden erlegen und die Schiffe hatten als Zeichen der Trauer die Flagge auf halben Stock gesenkt. Diese Nachricht änderte mit einem Male alle vorher gefaßten Pläne und Absichten in Bezug auf unsern Aufenthalt

